

Aus  
Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1904.



Herrnhut.

Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

# Inhalt

von „Aus Nord und Süd“, Jahrgang 1904.

## I. Allgemeines.

- Eine Herde und ein Hirte. Seite 1.  
Eine hundertjährige Jubilarin (britische Bibelgesellschaft) 9—11.  
Was ein gottgeweihtes Kinderleben wirken kann. 11.  
Die Bibel als Missionar. 11.  
Aus dem Leben des Bischofs Spangenberg. 25—28.  
Unsere ersten Tauf- und Abendmahlsgeräte aus Stammvol. 42.  
Preisarbeiten. 8. 12.  
Rätsel. 4. 8. 12. 28. 32. 44. 48. Lösungen. 48.  
Empfangsbeisehnungen. S. 4. 8. 12. 16. 20. 28. 32. 36. 40. 48.

## II. Missions-Erzählungen und -Schilderungen.

### 1. Amerika.

- Alaska: Rentiere in Alaska. 4.  
Labrador: Wie die Bibel zu den Eskimo an der Ungava-Bucht kam. 7.  
Missionsboote Agnes und Sybil. 33. 34.  
Westindien: Hunger nach Gottes Wort. 12.  
Eine Festfeier in Jamaica. 23.  
Gottes Werk auf Jamaica. 45.  
Missionsboot Dottie in St. Thomas. 35.  
Suriname: Rabjeman, der Javanentnabe. 13—16, vergl. 36.  
Aus unserer ersten Kuli-Schule in Paramaribo. 21.  
Waisenspflege in Suriname. a. Allgemeines. 29.  
b. Sechs Waisenkinder in der Pflege der Geschw. P. Hellström. 30. 35.  
Schlangengeschichten. 40. 48.  
Moskitolüste: Gartensest in Rama. 17.  
Ein Ausflug im Moskitolande. 22.

### 2. Afrika.

- Südafrika: Ein Besuch in Bazija (Kaffernland). 41.  
Deutsch-Ostafrika: Die deutsche Schutztruppe vor Utengule. 2.  
Besuch des gefürchteten Häuptlings Werere in Utengule. 3 und 5—7.

Flußpferdjagd. 12.

- Eine afrikanische Gratulation. 23.  
Unsere Afrika-Reisenden in Dar es Salaam. 32.  
Weihnachten in Urambo. 48.

### 3. Asien.

- West-Himalaya: Land, Leute und Missionsanfang in Tschini. 19.  
Die Kinder in Tschini. 20. 24.

### 4. Australien.

- Queensland: Wie wunderbar der Herr einen Australneger geführt hat. 31.  
Reise der Geschw. Richter von Kleinwelta nach Rapoon. 37—40. 42—44. 46. 47.  
Ein klingender Gruß. 36.

## III. Abbildungen.

1. Deutsche Schutztruppe vor Utengule (Deutsch-Ostafrika). 2.
2. Rentiere in Alaska. 3.
3. Lesestudien bei den Indianern in British-Nord-Amerika. 7.
4. Die Bäckerei im Bibelhaus in London. 10.
5. Geschw. W. Heyde (West-Himalaya). 11.
6. Rabjeman, der Javanentnabe (Suriname). 14.
7. Neue Kirche in Niderie (Suriname). 15.
8. Missionshaus in Tschini (Himalaya). 19.
9. Dorf Tschini (Himalaya). 19.
10. Eckstein der Kirche in Bethlehem (Jamaika). 22.
11. Ecksteinlegung in Bethlehem (Jamaika). 23.
12. Kirche in Bethlehem. 24.
13. Bischof Spangenberg. 26.
14. Ältestes Versammlungshaus in Herrnhut. 27.
15. Surinamer Waisenkinder. 31.
16. Missionsboot Agnes (Labrador). 33.
17. Missionsboot Sybil (Labrador). 34.
18. Missionsboot Dottie (St. Thomas). 35.
19. Hafen in Colombo (Ceylon). 37.
20. Ein See in Ceylon. 38.
21. Bazija im Kaffernlande. 42.
22. Ein Bischof pflanzt eine Palme in Rapoon. 46.
23. Missionar Hey mit Familie. 47.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 1.

Januar 1904.

5. Jahrgang.

### Eine Herde und ein Hirte.

Es wird eine Herde und ein Hirte sein. So lesen wir unter unserm Titelbild. Welch herrlichen Ausblick eröffnet dies Wort in eine schöne Zukunft, da einst in der Ewigkeit alle die weißen und schwarzen Schäflein des guten Hirten auf einer frischen Weide und auf einer grünen Aue beisammen sein und frei von Sünde und Verjuchung ein seliges Leben führen werden! Gott grüß euch zum neuen Jahre, alle, die ihr weiße Schafe und Lämmer des Heilands sein wollt! Ihr werdet auch im Jahre 1904 nichts als Glück zu genießen haben, wenn ihr euch von dem großen Kinderfreunde leiten laßt und seinem Worte gehorham lebt. Einen Gruß senden wir auch hinüber zu all den dunkelfarbigen Heidentündern, die ihr Herz dem Heilande hingegeben haben oder noch hingeben wollen. Und wir falten die Hände für sie und uns und sprechen: Herr, halte alle fest an deiner Hand, daß niemand sich im Dornengestrüpp der Sünden dieses Lebens verirre und von dir verliere, sondern alle bei deiner Herde bleiben!

Habt ihr es wohl gemerkt, daß das Titelbild sich ein klein wenig verändert und verschönert hat? Unser Künstler hat zu beiden Seiten des Heilands noch ein Kind herangezaubert. Links hat sich den zwei drölligen Eskimobuben noch eine größere Schwester zugesellt, und rechts ist den transtöpfigen Negerlein ein lernbegieriger dritter Bursche beige-

treten. Und wo früher die Konbehütte stand, erhebt sich jetzt ein afrikanisches Buschwerk, durch welches sich eine schwarze Wetter mühsam den Pfad geücht hat, um auch ihre beiden Kleinsten dem großen Kinderfreunde, dem Heiland der Welt zuzuführen. Sicherlich kommt sie aus unserm Missionsgebiet in Ostafrika, fern im Süden, während die drei Eskimokinder unserer nordischen Station Hebron im kalten Labrador angehören, deren Missionshäuser und Eskimohütten links sichtbar sind. Durch diese vergrößerte Kinderschar werden wir noch besser daran erinnert, daß die Herde des guten Hirten eine große ist, deren Glieder über alle Teile der Erde zerstreut sind.

Zu dieser Herde gehörte auch ein Knabe, Christian mit Namen, der einst in Vichtenfels in Grönland lebte und selig entschlief. Schon in seinen kurzen Erden- tagen hatte er seinen Eltern und dem Herrn Jesu zur Freude leben wollen. Er verfügte über eine gute musikalische Begabung, wiederholte oft die Lieder, die er in der Kirche singen hörte, und sehnte sich danach, sie auf einem Instrument spielen zu können. Woher aber ein solches nehmen? Geld besaßen seine Eltern nicht. Da nahm er einfach ein Knöchelstück, schnitt es zurecht, drückte es an die Lippen, und wirklich, es gelang ihm, durch dieses Mittel seine Töne derart zu ordnen und zu verändern, daß er bald ganz richtig blasen konnte. Wenn er blies, glaubten die Leute oft eine Trom-

pete in der Ferne zu hören. Jedermann hatte seine Freude an dem braven Knaben. Da wurde Christian krank. Aber er machte es nicht, wie viele andere Kinder. Er jammerte nicht tagaus tagein über die Schmerzen, die er auszustehen hatte. Nein, wenn ihn seine Schwestern bemitleideten, pflegte er zu sagen: „Die Schmerzen, die mein Heiland zu erdulden hatte, waren noch weit schlimmer. Für meinen Ungehorsam verdiente ich wohl viel härtere Strafe zu erleiden. Ich weiß aber, daß der Heiland für mich gelitten hat und gestorben ist, darum freue ich mich, ihn bald zu sehen.“ Die Passionszeit rückte näher und näher, endlich kam die Leidenswoche heran. Christian wurde bewußtlos. Als er einmal erwachte, fragte er nur: „Ist es denn noch nicht der fünfte Tag (nämlich Freitag)?“

werden über dem Zelt links sichtbar. Die Berge rechts sind die Ausläufer des mächtigen Mbeyaberges, die mit dichtem Gras, aber mit wenig Bäumen bestanden sind. Die großen schwarzen Flecke links im Tal zeigen ein Stück von der Ringmauer der früheren Sangostadt Utengule. — Nun aber die Personen auf dem Hüde! Ist das eine lustige Garde! Schwarze Soldaten, Askari genannt, meist Muhamedaner aus dem Sndan stammend, die freilich die Religion des Islam verbreiten helfen und gegen die Eingeborenen in Ostafrika oft sehr barsch auftreten, aber im Dienste der deutschen Regierung doch auch manches Gute leisten und den Frieden in unserer Kolonie aufrecht erhalten. Hier sehen wir sie auf dem Wege nach dem Tanganifsee. Der Unt-roffizier Rieske, dort auf dem Mantier, hat



Die deutsche Schutztruppe vor Utengule. (Deutsch-Ostafrika.)

Seine Ahnung ging in Erfüllung. Als der Karfreitag kam, nahm der Hirt sein Schäflein zu sich und versetzte es in sein schönes himmlisches Reich. — Gehören wir alle zu der einen Herde des großen Hirten?

### Die deutsche Schutztruppe vor Utengule.

(Deutsch-Ostafrika.)

Das Bild auf Seite 2 versetzt uns in das Tal, in dem unsere Missionsstation Utengule in Deutsch-Ostafrika gelegen ist. Die weißen Punkte in der Mitte des Berges bezeichnen die zuerst gebauten Missionshäuser; später hat Hr. Koop, der damalige Missionar, festgemauerte Stationsgebäude etwas weiter unten am Berg aufgeführt. Dort siedelten sich dann auch die Christen an. Ihre Häuschen

keine leichte Aufgabe, Zucht und Ordnung in dieser Truppe aufrecht zu erhalten. Einen Monat lang hatten sie hier auf dem Hügel vor Utengule, an dessen Fuß links vorn übrigens der Weg ins Randeband vorbeiführt, gelagert, nun (es war im Jahre 1899) brachen sie nach dem Tanganifsee auf. Sie hatten den Auftrag, die sogenannte Fendelexpedition zu begleiten, deren Führer, der Astronom Dr. Kohnschütter und Hauptmann Glanning bald hier bald da im Lande Messungen mit dem Fendel anstellen sollten. Voran weht ihnen die deutsche Kolonialflagge mit dem Reichsadler. Stolz schreiten sie aus und werfen die Beine ebenso musterhaft, wie all die großen und kleinen Krieger in der deutschen Heimat. Welt? — Nun aber eine andere Soldatengeschichte!

## Besuch des gefürchteten Häuptlings Merere in Utengule.

(Deutsch-Safaria.)

### 1. Zweck des Besuchs.

Es war am 20. März des vorigen Jahres, da sah Br. Kruppa, seit anderthalb Jahren Missionar in Utengule nördlich vom Nassja-See, in seinem Zimmer, beschäftigt mit der Vorbereitung zur Taufe seines Kindes. Er hatte sich überlegt, was er bei dieser Gelegenheit im Gotteshaus sagen wollte, um den Eingeborenen die Bedeutung der christlichen Kindertaufe recht klar zu machen. Und da er noch nicht lange im Lande war und infolgedessen die Sprache natürlich noch nicht so zu reden verstand, wie es beim Halten von Gottesdiensten wünschenswert ist, hatte er einen Eingeborenen gebeten, ihm

seinen Frauen mit. Er will nämlich über dem Grabe seines Vaters, das sich in der alten Hofburg, seiner früheren Residenz, der Stadt Utengule, befindet, beten.“ — Als sich unsere ersten Missionare im Jahre 1895 in Utengule ansiedelten, lag etwa  $\frac{1}{4}$  Meile entfernt eine Eingeborenen-Stadt gleichen Namens. In dieser wohnte damals eben dieser Merere, der Häuptling der Sango. Das umherliegende Land aber war früher der Wohnsitz des Sajuastammes gewesen, die Sango hatten sich nur eingebrängt und die Herrschaft an sich gerissen. Die deutschen Beamten haben aber einige Jahre später Merere und alle Bewohner dieser Stadt, soweit sie Sango waren, genötigt, wieder in ihre frühere Heimat zurückzuziehen, damit die Sajuja ungestört auf ihrem Grund und Boden leben könnten.

Diese damalige Stadt Utengule ist jetzt verfallen. Die Sajuja siedelten sich außerhalb der Stadtmauer an, und der Häuptling, der sie nun beherrscht, Maliego mit Namen, ein junger Mann, baute sich etwa fünf Minuten von der Missionsstation entfernt an. — Daß Merere einmal Luft verspirte, seine frühere Residenz wiederzusehen, konnte an sich nicht wundern. Und doch können wir verstehen, daß die Sajuja ein wenig die Köpfe schüttelten, als sie das Gerücht von seiner Ankunft hörten. Hatten sie früher unter dem Druck der Sango gestanden, so kam ihnen jetzt leicht der sorgliche Gedanke: Wenn die sich



Reemiere in Alaska. (Im Hintergrund die Missionsstation Verhel.)

bei diesen Vorbereitungen behilflich zu sein. Eben waren sie daran, die richtige Aussprache eines Wortes festzustellen, da klopfte es plötzlich an die Tür. „Gerein“, war die Antwort. Und da stand nun ein heidnischer Mann vom Sango Stamm vor ihnen. „Ich bin von unserem Häuptling Merere geschickt“, so meldete der große Bursche, „um Euch diesen Brief zu überbringen“. Sofort öffnete Br. Kruppa das Schreiben. Er war nicht wenig erstaunt, darin zu lesen, daß der Häuptling in der Nähe sei, ja daß er seinen Besuch in Utengule für den Nachmittag dieses selben Tages ankündigte. „Also, der Häuptling will kommen?“ fragte er den Überbringer. „Gewiß, Herr“, war die Antwort, und er kommt mit großem Gefolge. Er wird mit 700 Kriegern Einzug halten und bringt 100 von

nur nicht etwa wieder hier festsetzen wollen! Am ängstlichsten wurde natürlich dem Sajuahäuptling Maliego zumute. Er glaubte felsenfest, daß Merere hier beten wollte, sei nur ein Vorwand der Sango, im Grunde wollten sie sich wieder in das Sajualand eindrängen, um dort zu rauben und zu mordeten nach Herzenslust und Menschen und Vieh zu stehlen wie ehedem.

Es dauerte denn auch nicht lange, — der Bote Mereres hatte eben erst Br. Kruppas Zimmer verlassen und einige Zeilen vom Missionar an seinen Herrn mitgenommen — da meldete sich ein zweiter Besuch: Maliego. „Herr, Herr“, so flehte der arme, schon von Natur etwas feige Jüngling den Missionar an, „hast du schon gehört, daß Merere im Anzug ist? Verbiete ihm doch, hierherzukommen, damit er

uns nicht Schaden zufüge, unser Land nehme und uns töte!“ Br. Kruppa mußte ihm bedeuten, daß er gar nicht das Recht dazu habe; wenn irgend jemand dazu berechtigt sei, so wäre dies Maliego selbst, der Häuptling des Landes. Zimmerlin versprach ihm Br. Kruppa, alles zu tun, um Anflug zu verhüten. Sollten die Sango einen Tumult anfangen, so wolle er der nächsten deutschen Militärstation Meldung erstatten. Dabei sprach er sich freilich aus, daß auch das nicht viel helfen würde, denn bis diese Militärstation in einem solchen Falle Hülfe geschickt haben würde, könnten gut vier Tage vergehen, also Zeit genug für die Sango, um ihr Raubgeliüste zu befriedigen. Indes Maliego schien beruhigt, und so schieden beide von einander und harreten nun erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten. (Fortsetzung folgt.)

### Kenntiere in Alaska.

Habt ihr schon Kenntiere gesehen? In Deutschland werdet ihr dazu wohl nur in Tiergärten Gelegenheit haben. Reiset ihr aber zu den nordwestlichen Lappländern, nach Finnland und Sibirien, da würdet ihr Herden von vielen hundert Stück beieinander treffen. Uns erinnern sie an Hirsche mit den schönen, oft zwei Meter langen Geweihen, die bekanntlich im Dezember oder Januar abgeworfen werden, um sich später zu erneuern. Das Kenntier ist für alle nordischen Völker von der höchsten Bedeutung. Fast alles, was es liefert, wird benützt. Aus den Knochen und Geweihen verfertigt man Fischspeere und Angeln, die gespaltenen Schenbeinknochen dienen als Werkzeuge, mit dem Gehirn gerbt man das Fell, die ungegerbten Häute geben Bogensehnen und Neze, die Sehnen des Rückens werden zu Zwirn gespalten, die Felle der Käiber benützt man zu Kleiden, das Fleisch, das Blut und das Mark der Knochen, ja selbst der Inhalt des Magens wird von den Menschen verpeißt. So schon bei den wilden Kenntieren. Noch viel wichtiger erweisen sich die gezähmten. Die dienen als Zugtiere, wie bei uns Pferde und Ochsen, ja sie werden auch geritten. Und sie haben eine gute Lunge. Ein Kenntier soll in einer Stunde mit dem Schlitten zwölf Kilometer zurücklegen können und zieht dabei etwa zwei Zentner Ladung. Im Jahr 1896 war es, daß man mit Einführung von Kenntieren in Alaska, hoch im Norden des westlichen Amerika, den ersten Versuch machte. Zehn Jahre, nachdem die Vereinigten Staaten von Amerika das Land von Rußland gekauft hatten, begann 1877 ein Missionar der Presbyterianer-Kirche, Dr. Jackson mit Namen, dort seine Arbeit, gründete mehrere Stationen und forderte verschiedene andere Missionsgesellschaften in seiner Heimat auf, ihm beihilflich zu sein. So legte

auch die Brüdergemeine mit Hand an. Heut hat sie vier Hauptstationen und eine ganze Anzahl Predigtplätze, die von acht Missionären bedient werden. Als diese aber das Volk kennen lernten, merkten sie bald, daß die Eskimo sehr arm seien und sich oft keinen Rat wüßten, wie sie sich kleiden und womit sie sich nähren sollen. Im Sommer gibt es ja Fische, wunderschöne Lachse, in Hülle und Fülle, und diese kann man auch trocknen, um im Winter noch etwas zu essen zu haben; aber ist ihr Vorrat erschöpft, dann bricht oft geradezu Hungersnot aus; denn die mancherlei anderen Tiere, die sich finden, Erd-Eichhörnchen, Mochsusratten, Wiesel, Fischotter, Luchse, Füchse, Bären, Schneehühner, Kaninchen, Hasen, Schwäne, Enten, Seehunde, Walrosse scheinen nicht allen Bewohnern in gleicher Weise erreichbar zu sein und stellen sich nur zu bestimmten Jahreszeiten ein. Im Frühjahr z. B. wimmelt es von Gänzen. Ein Mann schoß an einem Tage 60 Stück. Da hatte er für sich und die Seinen eine Zeit lang die schönsten Vorkerbissen, dann aber trat wieder Mangel ein. Und was dient den Eskimos zur Kleidung? Die Felle der Mochsusratten eignen sich zu schönen Pelzen, und von den Eichhornjellen machen sich die Leute ihre Überwürfe. Aber wie viele dieser kleinen Tiere sind zur Herstellung eines einzigen Kleidungsstückes erforderlich! Auf einen großen Frauenpelz rechnet man 80—90 Eichhornjellen. Fängt ein Mann einen Seehund, so freut er sich, daß er Leder für eine Stiefeln bekommt, und erlegt er einmal einen Vielfraß oder einen Wolf, so kann seine Frau mit deren Fellen allerhand Verzierungen auf dem Pelze anbringen. Im allgemeinen aber sieht es mit den Kleidungsstoffen in Alaska recht dürftig aus. Da sollen nun die Kenntiere helfen, die man eingeführt hat. Unter der Aufsicht zweier Lappländer hat man eine Herde von 230 Tieren in der Nähe unserer Station Bethel in einer bergigen Gegend untergebracht. Unser Missionar Sieder hat diesen Leuten voriges Jahr einen Besuch abgestattet. Da zog es sie, in Bethel einen Gegenbesuch zu machen. Das zeigt uns das Bild.

### Nästel.

Ich rede ohne Zunge, — Ich schreie ohne Lunge, —  
Ich habe auch kein Herz — Und nehm doch teil an Freud  
und Schmerz.

M. 18. — von Fel. Schaumburg Melungen, durch Dr. Chr. Wiener, Neubrandenb. M. 3. — aus dem Jeger der kleinen Rinderschule, durch Schn. Mühlse, Seidenberg. M. 5. — für die durch Feuer so hart heimgegangene Moskito-Mission, von Gottfried Sturzenegger, Ober-Behrsch.  
Danke erhalten Missionsverwaltung, Bernhuth.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Epl. mit Porto 65 Pfg., 5 Epl. M. 1.65, 10 Epl. M. 3.10 usw., 20 Epl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Wehler, unter Mitwirkung von Prediger S. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Bernhuth. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 2.

Februar 1904.

5. Jahrgang.

### Besuch des gefürchteten Häuptlings Merere in Utengule (Deutsch-Ostafrika.) (Schluß).

#### 2. Ankunft und Begrüßung.

Gegen 1 Uhr mittags war es geworden. Da meldeten die Eingeborenen auf der Missionsstation dem Missionar Br. Kruppa den Anmarsch Mereres. Er trat vor das Haus und siehe da, es wälzten sich die Scharen des Sangohäuptlings in hellen Haufen aus dem Tale herauf und bestiegen bald den sogenannten Regierungshügel, der etwa 20 Minuten von der Missionsstation entfernt liegt. Dort schlugen sie rasch eine Menge Zelte auf und bauten einige leichte Hütten zum vorübergehenden Aufenthalt, so daß binnen kurzem da oben eine ganze kleine Stadt entstanden war. Dann aber, es war etwa 3 Uhr, bildete sich ein Zug, Merere an der Spitze, gefolgt von seinen Prinzen, Ministern, Hofräten und einer ungefähr 70 Mann starken Leibwache, und dieser Zug nahm den Weg auf die Station zu. Näher und näher kamen sie, und ihre Absicht war, den Missionar zu grüßen.

Bruder und Schwester Kruppa freuten sich ungemein, einmal Gelegenheit zu haben, diesen weithin bekannnten und gefürchteten schwarzen König zu sehen. Ob sie ihn sich wohl so vorgestellt hatten, wie er ihnen bald gegenüberstand? Wie sah er denn aus? Merere ist ein stattlicher großer Mann von nicht

unangenehmem Äußeren. Stolz und Selbstbewußtsein steht ihm an der Stirn geschrieben. Und um zu zeigen, daß er seine Landsleute nach allen Seiten hin übertrage und eigentlich an Ansehen und Bedeutung den Europäern gleichstände, hatte er sich vom Kopf bis zum Fuß völlig europäisch gekleidet. Seine Minister, meist Herren in vorgerückten Jahren, mochten wohl schon manchen Strauß in ihrem Leben ausgefodert haben; jedenfalls erinnerten ihre Mienen weniger an gestiftete Menschengesichter, als an die des Raubtiergesindels, das mit grimmem Blick und gefährlichen Taten nächtlicherweise das Land durchstreift. Und nun erst die Mannschaften des eingeborenen Heeres! Diese Krieger hatten, wahrscheinlich, um sich ein recht fürchterliches Ansehen zu geben, damit die Feinde schon von weitem Reißaus nehmen sollten, wenn sie heranzogen, ihr Gesicht mit weißer Kreide bemalt und trugen auf dem Kopf ein rotes Tuch, das nach Art der von den Arabern getragenen Turbane umgeschlungen war. Vor allem aber zierten die schwarzen Häupter große Federbüsche und Tierschwänze, welch letztere den Kopf wie ein Glorienschein umgaben. So zogen die fremden Besucher auf die Missionsstation zu. Doch was ist das, was immer dicht hinter Merere hergetragen wird? Es sieht aus wie ein Stuhl. Ja, ganz recht. Wenn die schwarze Majestät einmal zu geben geruhet, und sei es auch nur wenige Schritte weit, so folgt ihm unmittelbar auf dem Fuße ein Stuhlträger mit

einem prächtigen kleinen Thron, dessen Sitzfläche und Beine schöne Messingeinlagen zeigen, die durch den langen Gebrauch allmählich einen goldigen Glanz angenommen haben.

Jetzt ist der Häuptling angekommen. Es folgt die übliche Begrüßung. Beide Teile der Begegnenden sprechen ihre Freude aus, sich zu sehen. Doch was mag dazu wohl die kleine Venchen sagen, das Töchterchen der Geschwister Kruppa, die neben ihrer Mutter zu sehen ist? Ist sie nicht arg erschrocken über den großen schwarzen Mann? Etwas beklommen mag ihr zumute gewesen sein, als der Häuptling sie anblickte, auf sie zutram und ganz außer sich war vor Freude über das kleine weiße Geschöpf, das erste derart, das er sah. Im Laufe des Gesprächs lud Merere Br. Kruppa ein, am folgenden Tage um 9 Uhr früh zu ihm in die alte Stadt zu kommen und dort Augenzeuge der Gebetstänze und Kampfspiele zu sein, die zu Ehren seines verstorbenen Vaters, des großen, unvergesslichen Helden, vorgenommen werden sollten. Und damit verabschiedeten sich für heute Häuptling und Missionar.

### 3. Die Kampfspiele.

Zur bestimmten Stunde war der Missionar, begleitet von zwei Aeltesten seiner kleinen Christengemeine, zur Stelle. Da hatten denn auch schon in der inneren Stadt die Gebetstänze ihren Anfang genommen, die von etwa 100 Frauen unter Leitung einer alten Vorsängerin ausgeführt wurden. Auch zwei Dshen hatten bereits ihr Leben lassen müssen; sobald der Häuptling erscheinen würde, sollte ihr Fleisch gebraten und dann ein fröhlicher Totenschmank gehalten werden. — Es dauerte auch nicht lange, da zog die schwarze Majestät mit seinem Hofstaate heran; diesmal aber nicht in europäischer Kleidung, sondern in der Tracht seines Volkes, so daß ihn der Missionar fast nicht wiedererkannt hätte. Nachdem er Br. Kruppa begrüßt hatte, ging er zu der Stelle, wo sein Vater begraben liegen soll (zu sehen ist nichts von einem Grabe), trank einige Schluck Bier und genoß ein Stück von dem in Eile halb gebratenen Dshenfleisch. Das war alles. Darin schien sein ganzes Gebet zu bestehen!

Und nun folgten die Kampfspiele. Der Missionar hatte sich mit seinen Begleitern im Schatten eines Bamms niedergelassen, in der Nähe des Häuptlings, und nun gab dieser das Zeichen zum Beginn. Ein Schuß ertönte, und sofort näherten sich 20 mit Schild und Speer bewaffnete Krieger; springweise kamen sie auf den Häuptling zu, beugten vor ihm das Knie, sprangen dann zusammen in die Höhe und führten nun einen höchst wunderlichen Tanz auf, bei dem sie ihr Kriegsgeschrei anschießen und den Takt dazu mit ihren Speeren auf den langen, großen Schildern von Dshenhaut schlugen. Nach einiger Zeit ertönte ein zweiter Schuß, die Schildmänner traten ab, und mehrere nur mit Wurfspeeren

bewaffnete Leute kamen heran und tanzten in ganz ähnlicher Weise hin und her. Einer von ihnen hatte sich aus einem Stüch Löwentell eine Art Hübelmitze gemacht, schnitt, um sich offenbar noch auffälliger und schrecklicher zu geben, fürchterliche Gesichtser und ließ ein entsetzliches Brummen und Fauchen hören. Der Missionar fragte den Häuptling, ob das etwas besonderes zu bedeuten habe. „Gewiß,“ war die Antwort, „dieser Mann heißt simba, was deutsch Löwe, und er sucht nun in allen Stüden seinem Ideale gleich zu werden.“

Wieder ertönt ein Schuß, und eine sehr große Anzahl Gewehrshützen treten singend vor, während sie mit dem Ladeholz an den Lauf ihres Gewehres anschlagen. Auf ein Zeichen teilen sie sich in zwei Haufen, gehen nun in Schützenlinie gegen einander vor und feuern dabei ganz ordentlich auf ihre Gegner, die auf sie zu kommen. Man fühlte sich fast auf ein europäisches Manöverfeld versetzt. Nachdem sich die Zuschauer auch daran eine Weile ergötzt hatten, gab Merere das Zeichen zum Aufbruch.

Nun führte das ganze Heer einen Frontangriff auf den Regierungshügel aus. Um diesen gut überschauen zu können, war Br. Kruppa auf seinem Stationssejel vorausgeritten, hatte oben Stellung genommen und genoß nun den eigenartig schönen Anblick der mit Kriegsgeschrei herankommenden, bemalten und bunt aufgeputzten Schwarzen, einer nach hundertem zählenden Kriegsschar. Auch hier wurde geschossen nach Herzenslust. Damit waren die Kriegsspiele beendet.

Der Häuptling lud den Missionar noch ein wenig in seinem Zelt zum Sitzen ein und bewirtete ihn mit Tee, Kognal und Datteln, dann machte sich Br. Kruppa auf den Heimweg. Vorher aber hatte er Merere das Versprechen geben müssen, am Nachmittag um 3 Uhr noch einmal zu ihm zu kommen und dann seine Frau und sein Töchterchen mitzubringen. Nun gut, er versprach's und hielt natürlich auch Wort.

### 4. Wiederholung und Bedeutung des Spiels.

Zur festgesetzten Zeit erschien eine Abordnung des Häuptlings Merere, um den Missionar mit Frau und Kind abzuholen. Letztere beiden wurden von vier Stationsleuten in der Hängematte (Matschila) getragen, während Br. Kruppa wieder auf dem Rücken seines Grautiers Platz nahm. Am Gehen fühlte er sich nämlich etwas behindert; ein Sandfloh hatte kürzlich in seinem linken Tische gehaut und war erst am Morgen dieses selben Tages entfernt worden. Darum ritt er. Begleitet wurde die Missionarsfamilie von sämtlichen Bewohnern der Missionsstation. Unter allgemeinem Gesang zogen sie aus; die Hängemattenträger schlugen ein derartig schnelles Tempo an, daß der brave Esel tüchtig ausgreifen mußte, um mit fortzukommen. Ja, als die Gesellschaft in Mereres Lager Einzug hielt, ging's,



## Einladung zum Bezug von:



### Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Daselbe erscheint monatlich, stets mit Bildern versehen und kostet im Jahre nur 25 Pf., Porto extra. An Partieren billiger.

So kostet	1 Ex. mit Porto Mk.	— 65
	5 " " " "	1.65
	10 " " " "	3.10
	20 " portofrei "	5.—
	50 " " " "	11.—
	100 " " " "	20.—

### Jahrgang 1903 enthielt unter andern:

Alaska: Menagerie-Bergnügen. Getrocknete Fische. Brief eines Eskimo-knaben. Indianische Grausamkeit.

Labrador: Was einst in Hoffental geschah. Die Besegelung Labradors und unser Missionschiff „Harmony“. Eisberge. Wer war der Älteste? (Jagd).

Westindien: Sklaverei. Im Lande des Zuckers und der Bananen (Ernte und Zuckergewinnung). Liebet eure Feinde. In Trinidad.

Suriname: Sage der Busch neger. Namen der Regier. Irene. Bananenmann in Beethuizen. Überblick über unsere Surinamer Mission. Sonntag in Paramaribo. Unter den kranken Kindern in Bethesda. a. Morgen in Bethesda. b. Die kranken Kinder. Unter dem Christbaum.

Moskito: Der wilde Chinese. Hauseinweihung in Rama. Traurige Kunde. Vornamen der Indianer.

Südafrika: Nähschule in Silo (Kafferland). Nähschule in Baziba. Wie ein Kaffermädchen den Heiland fand.

Deutsch-Ostafrika: Erste Besteigung des Kungwe. Giftprobe in Afrika. Mächtiger als der Löwe. Wie ich nach Inner-Afrika kam.

West-Himalaya: Eine Missionsstation im höchsten Gebirge der Welt. Eine früh vollendete Konfirmandin. Strichschule in Voh.

Queensland, Australien: Ein Besuch in Mapoon.

Brief eines Eskimoknaben in Alaska  
(von „Aus Nord und Süd“ Nr. 6/1903):

Carmel, Alaska, 31. August 1902.

Lieber Oskar!

Dein Brief erreichte mich im Juli, als wir fischen waren, Christ und ich. Wir hatten diesen Sommer eine schwere Zeit, Fische und Heu zu erlangen, und wegen mancher anderer Dinge. Wir hatten viel Regen, jetzt haben wir aber ein Pferd, und das hilft sehr viel. Wir brauchen nun nicht mehr beim Wasserschöpfen die Winde zu drehen, und manchmal sind wir mit dem Pferde nach Nushagak gegangen. — Nun will ich Dir von Deinen Freunden erzählen. Es sind drei Mädchen und vier kleine und drei große Jungs hier; Heinrich, Christ und ich; Kaspar ist davongelaufen. — Wir haben auch Kühe und ein Duzend Schweine und etwa vier Duzend Hühner. Herr Rock hat sie gewöhnlich gefüttert, letzte Woche aber war ich Fütterer. Die Kinder sind mit Herrn Rock auf die andere Seite des Baches gegangen, ich und Christ sind aber zu Hause geblieben, um Briefe zu schreiben. Es gibt viele Fische diesen Sommer, aber es gibt auch viele Bote und vier Fischfallen und viele Pachhäuser; vier auf der anderen Seite des Flusses und vier auf dieser Seite. — Wir haben blos etliche hundert Fische für uns selber getrocknet, denn wir haben fast immer für die Pachhäuser gefischt, und gesalzen haben wir gar keine, denn wir haben noch genug für den Winter. — Hätte ich Zeit genug gehabt, hätte ich Dir schon längst geschrieben, jetzt aber schreibe ich Dir, weil die Post bald geht. — Und nun hoffe ich, daß Du gesund wirst, denn Du hast eine gute Zeit. Nun Oskar, mein Kamerad, ob wir uns wohl jemals wiedersehen werden auf dieser Welt? — Aber, lieber Oskar, wir müssen immer treu zu sein versuchen gegen unseren Heiland Jesus Christus, wenn wir uns auch nicht mehr sehen auf dieser Erde. — Und nun denke ich, will ich schließen für diesmal. Ich verbleibe Dein lieber Freund und Kamerad

Walter Synder.

---

---

Probenummern zum Werben von Abonnenten stellen wir gern zur Verfügung und bitten Bestellungen zu richten an die

——— Missionsbuchhandlung, Herrnhut ———  
oder an die Stelle, von welcher Sie dies Blatt erhalten.

---

---

als ob sie alle Siebenmeilenstiefeln an den Füßen hätten, und dabei war des Singens und Schreien fast kein Ende. Die Stationsleute waren den Trägern ebenfalls in Trabe gefolgt. Nun folgte die Begrüßung Mereres. Und dann wurden noch einmal ungefähr die gleichen Kampfspiele, die man am Vormittag ausgeführt hatte, zur Vorführung gebracht. Der Häuptling ergötzte sich weidlich an dem Interesse, das die Europäer der Sache entgegenbrachten, vor allem aber an dem Vergnügen, das Klein-Völkchen beim Anblick der graufigen Krieger an den Tag legte. Nur eins war ihm unangenehm. Er hätte gern die ganze Besuchsgesellschaft bewirtet; da er aber keine Stübe mit sich führte, konnte er ihnen nichts zu essen geben. So verbrachten die Utengulebewohner einen vergnügten Nachmittag in

wird dieser Tag, es war der 20. März, noch lange in Erinnerung bleiben, feierten sie doch an ihm die Wiederkehr ihres Hochzeitstages und durften tags darauf ihr Kindlein dem Herrn in der heiligen Taufe zum Eigentume weihen.

Ach, wie gut haben wir Christen es doch! Wir wissen uns in der Hand eines starken Gottes, dessen Führung wir uns getroßt anvertrauen können, zu dem wir beten dürfen und den wir mit gewissem Grunde verehren. Wie ärmlich erscheint dem gegenüber die Religion der Sango, von der wir gehört haben! Denn was anders bedeutete der ganze Besuch Mereres in Utengule, als eine Verehrung seines Vaters und seiner Ahnen, die ihm zum Gebet oder zur Anbetung und damit zum Gottesdienst wurde? Solche Verehrung von Ahnen, besonders von verstorbenen Häuptlingen, denen zu Ehren Opierfeste, Kriegsspiele und Tänze gehalten werden, ist schon bei den Kande, noch viel mehr aber bei den Sango der Hauptbestandteil ihres Gottesdienstes, ihre Religion.



Etsstudien bei den Indianern in Britisch-Nord-Amerika.

der Nähe des gefürchteten Sango-Königs Merere. Erst als die Sonne sich neigte und die Schatten länger wurden, verabschiedete sich die Missionarssfamilie und dankte für die Einladung, die ihnen diesen ungewöhnlichen Genuß verschafft hatte. Merere bat sie aber dringend, sie möchten ihn einmal in seiner jetzigen Residenz besuchen. Ob das aber so bald werden wird? Diese Stadt liegt nämlich mehrere Tagereisen ostwärts von Utengule entfernt; und das Reisen ist in Afrika nicht so bequem wie bei uns zulande.

Am nächsten Morgen, es war gerade ein Sonntag, brach dann der Häuptling mit seinem Heereszug wieder auf, um den Rückweg in seine Residenz anzutreten. Die Utengulebewohner werden aber wohl noch lange an den interessanten Samstag zurückgedacht haben. Besonders aber den Geschw. Kruppa

reise quer durch die Halbinsel Labrador nach Westen zu unternahm, um einige Häuflein von erweckten Eskimo an den Küsten der großen Ungavabucht zu besuchen. Groß war die Freude der Leuten, daß ein Europäer sie aufsuchte, mit dem sie über das Heil ihrer Seele reden konnten. Sie verschlangen seine Worte, als er an der Hand von biblischen Bildern und Schriftabschnitten von alledem sprach, was zu unsrer Seligkeit dient. Wie hatten jene Leute in ihrer Einsamkeit etwas vom Heiland zu hören bekommen? Indianer aus dem Innern des britischen Amerika hatten sie mit der sogenannten Syllabik- d. h. Silbenzeichenschrift bekannt gemacht, und der noch höher im Norden arbeitende Missionar Peck hatte ihnen ein Buch verschafft, das eben in jener Schrift Bibelabschnitte, Gebete und Lieder enthielt. Durch den Verkehr mit den Indianern hatten

### Wie die Bibel zu den Eskimo an der Ungavabucht kam.

Im Frühjahr 1899 war es, nach Br. Stecker, damals Missionar auf unserer nördlichsten Labradorstation Rama, eine gefährliche und äußerst beschwerliche Schifffahrt

sie auch noch manches vom Christentum gehört, z. B. daß die Christen den Sonntag heilig halten, ihre Kinder gut erziehen, Furcht vor Zauberei meiden u. s. w. Das alles hatten sie nun auch angenommen; und da sie natürlich keine Kalender besaßen, zählten sie mühsam die Tage ab, bis wieder ein siebenter da war, und ließen an diesem alle Arbeit ruhen. Sehnsüch verlangten sie nach einem Missionar, und es steht zu hoffen, daß unsre Mission bald an der Nordspitze von Labrador eine neue Station anlegen wird, von der aus dann auch diese Erweckten an der Ungavabucht regelmäßig besucht werden können.

Wovon wir aber heute hören wollen, ist noch etwas anders. Am 7. März dieses Jahres feiert die große Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ihr hundertjähriges Bestehen. Diese Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, womöglich allen Völkern der Erde die Bibel zu bringen. Dazu ist nötig, daß die Bibel in die Sprache dieser Völker übersetzt werde, ja daß diese erst lesen lernen, um das Bibelbuch gebrauchen zu können. Wie nun aber den Heiden, die meist noch gar keine Schrift haben, die Kunst des Lesens beibringen? Wie das in einem Fall gemacht wurde, zeigt unser Bild. Es verjetzt uns an den Birntwoodfluß in jener abgelegenen Gegend Britisch-Nordamerikas am Nelson, wo die Indianer wohnen, von denen wir oben berichteten, daß sie die Eskimo an der Ungavabucht mit dem Evangelium und mit der Kunst, die Bibel zu lesen, bekannt gemacht hätten. Wir sehen Missionar Evans, den Mann, der sein Leben unter den Rothhäuten am Nelsonfluß und am Winnipegsee zugebracht hat, den Indianern die einfache Schrift lehren, die er für sie erfunden hat. Die Not und die Liebe machen erfinderischer. Papier, Tafel, Tinte, alles fehlte, so mußte dem ein großer Felsen, dessen eine Seite glatt wie eine Mauer war, herhalten und die Wandtafel abgeben; und halbverloste Stöcke dienten als Griffel und Kreide. Nun ging's an die Lesestunde. A, e, i, o, diese Laute mußten die großen Abc-Schüler erst nachsprechen lernen, dann wurden die Schriftzeichen erklärt, deren jedes eine Silbe bedeutet, und endlich wurden Wörter zusammengelesen. Da kam heraus Papa, Mama, Taube &c. Wie groß aber war das Erstaunen der Hörer, als plötzlich buchstabiert wurde: Maneto d. h. großer Geist. „Wie,“ tönte es da, „der große Geist steht am Felsen?“ „Der, den wir in Sturm und Donner hören und im Blitzstrahl sehen?“ Es war für sie ein Wunder, daß ein verfolgter Stab das fertig gebracht hatte. Und nur größer noch wurden ihre Augen, als der Missionar nun das Bibelpaket öffnete, die Bücher ansteckte und die ersten Worte lesen ließ. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ „Wie, sollte das wahr sein?“ „Nun wissen wir alles,“

riefen sie. „Kaeso maneto, der große Gott hat alles gemacht, was im Himmel und auf Erden ist.“ — Und wieder waren alle Augen auf den Felsen gerichtet. Was stand da weiter: „Gott ist die Liebe!“ „Wie, ist das wahr?“ „Ja, er liebt auch Euch,“ so erklärte nun der Missionar. Da gingen ihnen vor Verwunderung die Pfeifen aus. Und glückliche Stunden waren es, die sie zusammen verbrachten.

Wunderbare Wege Gottes, daß das Bibelwort auf diese Weise zu den Indianern und dann zu den Eskimo an der Ungavabucht kommen mußte. Der englischen Bibelgesellschaft aber gebührt der Ruhm, den Druck auch dieser Bibelübersetzung ermöglicht zu haben.

### Die Preisarbeiten.

Eine Lösung der in der Oktobernummer v. J. gestellten Preisaufgaben haben nur zwei Knaben und sieben Mädchen versucht. Umjomehr freuen wir uns, daß der Mehrzahl der Arbeiten mit gutem Grunde ein Preis zuerkannt werden konnte. So erhielten Kurt Siebert in Oppeln das Buch von Young: Unter den Indianern Nord-Amerikas; Martha Diek, Friedrichshof bei Eichelberg, Klara Gütle aus Döbern (M.-L.) z. J. in der Mädchenanstalt in Niesky und Meta Plager in Achaffenburg; Schneider: Eine Weihnachtsfeier in Labrador (erstere noch das Büchlein über Jenzendorf) und Elise Beschle in Waiblingen; Frimburger oder die Normannen in Grönland von Spindler, sowie zur Aufmunterung Klara Brix in Sommerfeld und Babette Schörger in Achaffenburg das Büchlein „Jenzendorf“.

### Rätsel.

Die ersten beiden sind Gebäude. — Zu frommen, heiligem Dienst erbaut. — Die legen vier bereiten Freude, — Wenn man beim Schlichten sie erschaut. — Und Luthers Welt mit reichem Segen — Tritt in dem Ganzen uns entgegen. (Sechshöblig.)

Mt. 10. — Inhalt eines „Negers“ in Gnadau, durch Schw. K. Beck selbst zur Leitung der Missionschuld. Mt. 4. 45. von Kindern in Neuwied durch Schw. M. E. Mt. 6. — zur Leitung der Missionschuld von B. in B., Ertrag einer Familienausführung. Mt. 20. — gesammelt in den Weihnachtsferien von Gnadauer Schülerinnen. Mt. 5. — aus der 5. Klasse der Wagner-Schule in Straßburg. Mt. 6. — gesammelt in der Sonntagsschule zu Gaden.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

### Wer wirbt neue Leser und Abnehmer?

Was für eine stattliche Menge von Abnehmern unseres Blattes „Aus Nord und Süd“ wirben wir bald haben, wenn jeder Leser auch nur noch einen Freund oder eine Freundin auffordern wollte, das Blatt zu halten! Wir schicken Euch ein Werbblättchen zu. Sucht doch mit dessen Hilfe neue Freunde zu gewinnen.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Epl. mit Porto 65 Pfg., 5 Epl. Mt. 1.66, 10 Epl. Mt. 3.10 usw., 20. Epl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Becker, unter Mitwirkung von Prediger S. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3.

März 1904.

5. Jahrgang.

### Eine hundertjährige Jubilarin.

Einen fröhlichen Tag feiern wir, wenn Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester im Kreise der Familie ihren Geburtstag begehen. Und wenn eins das 50. Jahr zurückgelegt hat, dann ist's erst gar ein festlicher Tag. Dem in einem solchen Falle hat unser Herr Leben und Gesundheit durch eine lange Spanne Zeit geschenkt. Dann nennt man den Feiernden einen Jubilar, und ist's die Mutter, dann heißt sie eine Jubilarin. Viel mehr haben wir zum Dank gegen Gott Veranlassung, wenn jemand ein ganzes Jahrhundert und nicht nur ein Jahr hinter sich hat! Eine solche hundertjährige Jubilarin ist es, die am 7. März dieses Jahres alle ihre Freunde auf dem weiten Erdenrunde zur Feier ihres Geburtstages einlabet. Wer mag das wohl sein? Es ist niemand, der etwa durch die Last der Jahre gebrochen ist, nein, diese Jubilarin hat im Lauf der Zeit an Kraft und Stärke nur gewonnen und steht jetzt da wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserlächen, dessen Äste sich über alle fünf Weltteile hin ausbreiten, unter dessen schattigen Laubwerk die Vögel des Himmels Ruhe gefunden haben.

Diese Jubilarin ist die britische und ausländische Bibelgesellschaft, an die wir schon in der letzten Nummer erinnerten. Was ist das für eine Gesellschaft? Wie entstand sie und was hat sie getan?

### 1. Wie entstand die britische Bibelgesellschaft?

Ein kleines Mädchen war es, welches die Veranlassung zur Gründung dieser Gesellschaft wurde. Wißt ihr, wo die Landschaft Wales liegt? Eine Karte von Großbritannien zeigt sie euch im Westen von England. Dort lebte im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Mädchen, namens Mary Jones (gesprochen Meri Dschons); die empfand ein brennendes Verlangen, ein Bibelbuch zu besitzen. Sie hatte im Elternhause und in der Kirche all die schönen Geschichten von Josef und David, von Samuel und Elias, vor allem von unserem Heilande gehört, und da wollte sie diese Erzählungen alle gern selbst lesen, um sie besser zu behalten. Was tat sie deshalb? Sie legte alles Geld, was sie durch Potendienste und kleine Arbeiten verdiente, in einem sicheren Winkel zurück und sparte und sparte, bis sie soviel beisammen hatte, daß sie ein Bibelbuch bezahlen konnte. Und als es so weit war, machte sie sich auf und wanderte barfuß den weiten, weiten Weg bis in nächstgelegene Pfarrhaus, um den wertvollen Besitz zu ersehen. Aber was für einen Schmerz empfand sie, als ihr der Pfarrer erklären mußte: „Ja mein liebes Kind, das tut mir sehr leid, aber eine für dich verständliche Bibel kann ich dir nicht geben! Sieh, englische Bibeln habe ich eine ganze Menge auf Lager, aber ihr sprecht ja hier in Wales eine völlig andere Sprache, die englischen Bücher würden dir also gar nichts nützen.“ Da brach das arme Mädchen in

Tränen aus. So lange hatte sie sich auf den Augenblick geiret, wo sie den Schatz empfangen würde, und nun war all ihr Hoffen und Wünschen umsonst gewesen. Das ging dem Pfarrer zu Herzen. Ein Bibelbuch in der Sprache von Wales hatte er, aber das brauchte er eigentlich selbst. Und doch: er griff nach dem Bücherbrett, holte es herab und reichte es dem Mädchen. Sie sollte bei ihrem brennenden Verlangen nach Gottes Wort den langen Weg nicht umsonst gemacht haben. Und da ging denn wieder die liebe Sonne im Antlitze des Kindes auf. Sie wuschte sich die Tränen von der Wange, schielte auf das wertvolle Buch, klammerte es fest an ihre Brust, dankte dem guten Manne von ganzem Herzen und eilte nach Hause.

Bald darauf reiste dieser Pfarrer nach London. Dort war vor kurzem eine sogenannte Traktatgesellschaft ins Leben gerufen worden, welche gute Schriften verbreiten wollte. Dem Vorstand dieses Vereins erzählte der Pfarrer die Geschichte des Mädchens. Und dieser sein Bericht veranlaßte bald eine Anzahl frommer Männer, eine neue Gesellschaft zu gründen, welche sich die gewaltige Aufgabe stellte, mit der Zeit allen Völkern der Erde zu einem Bibelbuch in ihrer

Sprache zu verhelfen. Dieser Verein, dessen Mitglieder sofort einige tausend Mark für den genannten Zweck zusammenlegten, nannte sich die britische und ausländische Bibelgesellschaft, und ihr Gründungstag war der 7. März 1804. So feiert diese Jubiläarin also am 7. März dieses Jahres ihren 100. Geburtstag.

### 2. Was hat die Bibelgesellschaft getan?

Denkt euch, beim Entstehen dieser Gesellschaft war die Bibel noch nicht einmal in 50 Sprachen der Welt übersetzt, geschweige gedruckt; heutzutage liegt sie in über 400 Sprachen übersetzt und gedruckt vor. 370 dieser gedruckten Bibelübersetzungen sind dadurch zustande gekommen, daß die britische Bibelgesellschaft den Missionaren (denn solche waren meist die Übersetzer) das Geld zum Druck dargereicht hat. So verdankt die Heidenmission und damit die

Welt dieser Gesellschaft weitaus die Mehrzahl sämtlicher Bibelübersetzungen, die es gibt. Seit ihrem Entstehen hat sie die kolossale Summe von 280 Millionen Mark aufgebracht und damit etwa 180 Millionen heilige Schriften verbreitet. Wie viele von den 1500 Millionen Menschen, die auf der Erde wohnen, sind dadurch in den Besitz des wertvollsten Schatzes gelangt, den es gibt! Da durchziehen nun die Länder der Christenheit und der Heidenwelt ganze Scharen von Bibelboten und Bibelfrauen, die allen, welche es begehren, die Bibel zu einem sehr niedrigen Preise anbieten. Auch unsere Brüderrmission dankt der Gesellschaft manchen Bibelruck und will daher auch an dem großartigen Jubelfeste nicht schweigen von all dem Guten, das sie durch den Dienst der Bibelgesellschaft empfangen hat.

### 3. Die einzigartige Bäckerei.

Unser Bild zeigt uns eine Bibliothek oder Bäckerei, wie eine zweite in der Welt nicht gefunden wird. Es ist der hohe, schöne Raum im Bibelhaus in London, von dem aus die britische Bibelgesellschaft geleitet wird. Gedruckt werden die Bibeln dort nicht, aber sie werden dort verpackt und in alle Länder versandt. In den weiten Hallen im



Die Bäckerei im Bibelhaus in London.

Unterstock des Hauses stehen die großen Kisten, die mit Blech ausgekleidet sind, damit ihr Inhalt auf der langen Reise nicht beschädigt werde; und dahinein wird nun Bibel neben Bibel gelegt. Und im Obergeschoß des Bibelhauses, in der Bäckerei, da sammelt man je ein Exemplar der verschiedenen Bibelübersetzungen, die bis zur Stunde angefertigt worden sind. Da stehen auch die Estimobibeln, die unsere Missionare in Labrador benötigen, die grönländischen Ausgaben, die negeerenglischen für Suriname, die kaffernbibeln, die ostafrikanischen Übersetzungen und die tibetische mit den wunderbaren Schriftzeichen. An der Übersetzung und Durchsicht der letzteren hat vor allem mitgearbeitet unser Br. W. Heyde, der im vorigen Jahre nach 50 jährigem Missionsdienste in die Heimat zurückgekehrt ist. Er wie seine Gattin sind in der schwierigen Sprache

der Bewohner Klein-Tibets, welche in den Hochtälen des Himalaya-Gebirges anfänglich sind, ganz zu Hause. Ihrer gebieterischen Arbeiten wegen haben sie von den Leitern der Bibelgesellschaft besondere Ergrünungen empfangen. — Unter den Bibelepemplaren, die in jener einzigartigen Bäckerei zusammenheben, findet sich auch eines, das durch sein Alter und seine Geschichte ausgezeichnet ist. Ein schönes Buch aber mit Goldschnitt mußt du nicht zu sehen erwarten. Viel benötigt und abgegriffen sieht es aus. Und doch, als ein Heiligtum wird es bewahrt, denn es ist kein geringeres, als jene Bibel, welche das Mädchen aus Wales einst von dem Pfarrer erhielt. — Wenn wir doch alle den Segen von diesem großen Jubelfeste mit hinwegnehmen, daß wir unser Bibelbuch mehr gebrauchen! Es ist ja doch nur einmal das Buch, von dem der Heiland einst gesagt hat: „Ihr meinest, ihr habet in der Schrift das Leben, und sie ist es, die von mir zeuget.“ Wir brauchten ja wahrlich nicht in Sorge zu sein, daß wir, wenn unser Bibelbuch ganz zerlesen und abgenützt werden sollte, keinen Ersatz fänden. Die Bibel ist in unsern Tagen billig, fast zu billig, sodaß man sie deshalb nicht mehr schätzt. Das aber, daß wir Gottes Wort und damit Gott und unsern Heiland selbst heut alle, groß und klein, reichlich haben, das ist der Hauptgrund des Dankes, den wir jener Bibelgesellschaft und dem Herrn selbst darbringen.

### Was ein gottgeweihtes Kindesleben wirken kann.

Kürzlich sandte die britische Bibelgesellschaft eine neue Bibelfrau nach Brasilien. Es ist dies eine junge englische Dame. Wie war es zu ihrer Berufung gekommen? Ein Knabe war die Ursache. Dieser, der älteste Sohn einer englischen Familie hatte in Übereinstimmung mit dem Willen der Eltern schon in früher Jugend, noch nicht zwölf Jahre alt, sein Leben dem Herrn zur Verfügung gestellt und beschloffen, Missionar zu werden. Es kam aber anders. Der Herr nahm den Knaben noch vor Ablauf dieses zwölften Jahres zu sich in sein Himmelreich. Nun aber beschloffen die Eltern sofort, an seiner Stelle eine Dame auszurüsten und zu unterfertigen, damit an Stelle des Sohnes ein anderer Bote denen, die in Finsternis der Unwissenheit und des Aberglaubens sitzen, das seligmachende Evangelium bringen könnte.

### Die Bibel als Missionar.

Uganda, Madagaskar, China — nur diese drei Länder brauchen wir zu nennen, um uns daran zu erinnern, welche großartige, segensreiche Wirkung die Bibel ausübt. In Madagaskar war es zur Zeit der christenfeindlichen Königin Ranavalona keinem Missionar gestattet, auf der Insel zu bleiben. Die Boten des Evangeliums wurden schmachlich verfolgt und mußten das Land räumen. Da hat die Bibel missioniert. Ohne sie wäre das Christentum damals vielleicht ganz ausgerottet worden. Aus der Bibel aber schöpften die Christen immer wieder Mut und Kraft, ja breiteten selbst das Christentum aus, sodaß am Ende der Verfolgungszeit mehr Gläubige da waren als am Anfang.

Und faun ein Land der Erde legt ein solch bereedtes Zeugnis für die Missionskraft des Wortes Gottes ab, wie jenes Reich im Innern Afrikas, in dem jahrelang ein blutdürstiger Despot nach dem andern herrschte, Uganda. Im Jahre 1878 kam dort der erste Missionar, der berühmte Mackay an, zwei Jahre später wurde der Erstling getauft und 19 Jahre darauf, im Jahre 1900 waren nicht nur Tausende der christlichen Kirche einverleibt, sondern meitaus die meisten konnten bereits lesen, ja der Verneiner hatte in dem Maße um sich gegriffen, daß in diesem einen Jahre für 30 000 Mark Bibeln und Gesangbücher verkauft wurden und ein eingeborener Gehilfe eine Erklärung zum Evangelium des Matthäus abgefaßt hatte. Schon im Jahre 1896 wurde berichtet: „Man findet die Bibel gelesen in der Werkstatt, auf dem Felde, in der



Geschwister W. Herbe  
1853 — 1905 in Himalaya.

Hütte, im Boot. Hunderte von Kapellen sind im Lande, in denen täglich Gottes Wort gelesen und gehört wird. Diese weite Verbreitung der Bibel ist die Ursache der schnellen Ausbreitung des Christentums.“

Aber sogar ohne Missionar, ohne Bibelposten und eingeborene Christen treibt die Bibel manchmal selbst Mission. Im Frühjahr 1872 kam ein Londoner Missionar in eine Stadt an der Grenze des Telugulandes in Indien. Dort fand er zu seiner großen Überraschung, daß eine große Zahl seiner Zuhörer mit dem Evangelium schon ziemlich bekannt war, obgleich vorher noch nie ein Missionar die Stadt besucht hatte. Wie war das zugegangen? Ein Goldschmied, der mittlerweile gestorben war, hatte auf einer seiner Geschäftsreisen einige Teile der Telugu-Bibel gekauft, fleißig darin geforscht und die

Erzählungen und Neben des Herrn Jesu so lieb gewonnen, daß er sich allmählich die ganze Bibel anschaffte. Dies neue Buch verdrängte bald alle seine Telugu-Bücher. Er wurde gläubig an den Herrn, und sein Wandel gab Zeugnis davon, daß er ein Christ geworden war. Man lud er auch seine Freunde und Nachbarn ein, in seinem Hause Gottes Wort zu hören und zu betrachten. Anfangs wehrte ihm seine Mutter und seine Frau. Jetzt aber erzählten sie mit Tränen dem besuchenden Missionar, wie sie dem Manne oft das Licht zur Erleuchtung des Zimmers entzogen hätten, bis sie dann selbst die Bibel herzlich lieb gewonnen hätten. Nach drei Jahren starb der Goldschmied, selbst von den Heiden fast als ein Heiliger verehrt, seine Freunde aber setzten sein Werk fort, und nun erntete der Missionar, was er nicht gefät hatte. Die Bibel selbst hatte ihm vorgearbeitet und eine erfolgreiche Mission getrieben.

Und ähnliches hätten wir auch von China zu erzählen, wo die englische Bibelgesellschaft im letzten Jahre mehr Bibeln verbreiten konnte, als je zuvor.

### Hunger nach Gottes Wort.

In den Brüdergemeinen wird in der Karwoche täglich der einfache, aber tief ergreifende Bericht der Evangelien von dem Leiden und Sterben des Heilandes im Gotteshaus gelesen. Wohl kaum irgend welche anderen Gottesdienste im Jahre üben eine solche Anziehungskraft aus wie diese. Ja, das Wort vom Kreuz ist noch immer eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

Und das war zu allen Zeiten so. Da hören wir z. B. von der Insel Antigua, auf der die Brüdermission im Jahre 1756 mit ihrer Arbeit einsetzte, daß in den Jahren 1771 bis 1777 unter den Regern ein solcher Hunger nach Gottes Wort sich regte, daß die Osterversammlungen ganz besonders zahlreich besucht waren und segensreich verliefen. Am Gründonnerstag entstand beim Hören vom Leiden des Herrn in Gethsemane am Oberg ein allgemeines Weinen bei der großen Menge des Volkes, das tief ergriffen war. Die ganze Nacht auf den Ostergriffen hindurch blieb man zusammen und feierte in Dankbarkeit das herrliche Erlösungswerk, daß durch die Auferstehung des Herrn zum Abschluß kam. Und in den folgenden Tagen äußerten sich viele über den Segen der Festtage also: „Wir hätten immer dasitzen und zuhören mögen, wir konnten die Leidensgeschichte nicht oft genug hören.“ Und diese Bewegung hielt an. Die Leute ließen sich den weiten Weg zu den Abendgottesdiensten nach Feierabend nicht verdrießen, trotzdem sie dann erst, wenn sie spät abends wieder nach Hause kamen, sich das Essen

bereiten konnten. Und das war keine leichte Arbeit. Da mußten sie die harten Sauböden, die ihre gewöhnliche Kost bildeten, zurichten, nämlich erst rösten, dann zwischen zwei Steinen klein reiben und dann kochen. Da blieb nicht viel Zeit zum Schlaf, denn am Morgen ging es wieder mit Tagesanbruch an die Feldarbeit. Und doch waren sie vergnügt und selig dabei und feierten den Gemeinestag im Mai wieder in einer Zahl von 3000 Negern. — Herrscht heut noch derselbe Hunger nach Gottes Wort, auch in der Christenheit überall? Ach, daß sich auch grade unsere lieben Konfirmanden von dieser Osterzeit die Wahrheit mit ins Leben nähmen: „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn?“ und gelobten: „Mir ist nicht um tausend Welten, aber um dein Wort zu tun!“ „Dein Wort sei meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.“

### Flußpferdjagd.

In Spiana war es, unser Missionsstation unweit des Nyassa in Deutsch-Ostafrika. Der Missionar saß in seinem Arbeitszimmer. Da stürzten zwei Burtschen herein: „Herr, ein Flußpferd kommt herange schwommen!“ Alles lief an den Fluß. Diesen größten Lederbüsen durstten sich die Eingebornen nicht entgegen lassen. Und richtig, da kam es herangeputzt, im Mondschein ganz deutliche Spuren hinterlassend. Die Flinte wurde angelegt, der Schuß trachte, und die Wirkung? Unter Pfluten und Wasserauswerfen machte das Untier febrt und — schwamm davon auf Nimmerwiedersehen!

### Rästel.

A ist ein Fluß im Rheinland dort, — Auch C liegt da, ein kleiner Ort, — I lebt, wie's scheint, dem Rästelort, — Dem D entgeht kein lautes Wort, — U wandert un-aufhörlich fort. Th. v. C.

Mr. 18.— von den Kindern der Elementar- und Kleinkinderschule in Neuwend a. Rhein. Mr. 4.57 durch Pastor Boelchau in der Sonntagschule im Saale der Brüdergemeine in Potsdam gesammelt. Mr. 3.30 durch Stadtmair Köhler in Wschaffenburg, „aus meiner Schulumissionsbüchse“, durch Br. Heinz. Beber, Stuttgart.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

### Wer wirbt neue Leser und Abnehmer?

Was für eine stattliche Menge von Anehmern unseres Blattes „Aus Nord und Süd“ würden wir bald haben, wenn jeder Leser auch nur noch einen Freund oder eine Freundin auffordern wollte, das Blatt zu halten! Wir schicken Euch ein Werbeblättchen zu. Sucht doch mit dessen Hilfe neue Freunde zu gewinnen.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 26 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 66 Pfg., 5 Expl. M. 1.66, 10 Expl. M. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bessler, unter Mitwirkung von Prediger S. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 4.

April 1904.

5. Jahrgang.

### Nadjeman, der Javanenknabe.

#### 1. Nadjeman im Bilde.

Was ist das für ein lustiger Bube, der sich uns heut im Bilde zeigt! Wie blickt er so frei und offen in die Welt, läßt uns in einem Anflug freundlichen Lächelns seine stattlichen weißen Zähne sehen, ist gesund und kräftig gebaut und scheint auch fleißig und lernwillig zu sein; denn mit dem Bücherriemen in der Hand kommt er soeben aus der Schule, hat da achtsam gelauscht und freut sich nun, daß er heut wieder um ein gut Stück vorwärts gekommen ist in den Künsten und Wissenschaften dieses und jenes Lebens.

Wer aber ist er und wie heißt er? Jetzt lebt der kleine Nadjeman — das ist sein Name — in Boekhuizen unweit der Hauptstadt Surinames Paramaribo, und zwar in der Familie unseres Missionars Hettafch, und dieser sein Pflegevater kann nicht anders, als seinen Schützling herzlich lieb haben. Ja mit seinen sittsamen Manieren, seinem gewinnenden Benehmen und seinem guten Herzen hat sich der Knabe bis jetzt jeden, der mit ihm verkehrte, zum Freunde gemacht. Wie aber kam Nadjeman in die Pflege von Weichwüster Hettafch?

#### 2. Nadjemans bisherige Lebensgeschichte.

Dreizehn Jahre sind es jetzt her, da wurde der kleine Nadjeman fern von Suriname in der ebenfalls

holländischen Kolonie auf der Insel Java in Süd-Nien geboren. Dort besaß sein Vater ein kleines Bauerngut mit fünf Äckern und lebte mit Nadjemans Mutter so glücklich, wie ein Heide nur mit seiner Frau leben kann. Da brach mit einem Male ein Unglück herein. Krankheit und namentlich die Schlechtigkeit einiger seiner Landsleute brachten ihn nicht nur um seinen kleinen Besitz, sondern er verlor auch seine geliebte Frau. Ob sie ermordet wurde, konnte niemand herausbekommen. Jedenfalls hatte den Mann dieser Schlag so schwer getroffen, daß ihm jeder Lebensmut entfunken war, und er beschloß, sich als Arbeiter für Suriname anwerben zu lassen. Das Einzige, was ihm von seinem früheren Glück geblieben war, war sein kleiner Nadjeman, mit dem er denn eines schönen Tages in Suriname anlangte. Aber was nun mit dem kleinen Knaben anfangen? Er selbst wurde mit einigen andern Arbeitern irgend einer Plantage zugewiesen, wo er nun den ganzen Tag in den heißen Feldern zu arbeiten hat, wohin er aber den damals noch zarten Knaben nicht mitnehmen konnte. Da kam es ihm ganz gelegen, daß ihm ein edler Herr van Dorbt anbot, er wolle den Jungen in sein Haus nehmen und erziehen. So fand Nadjeman in einem wirklich christlichen Hause eine strenge und doch liebevolle Erziehung und wußte sich bald bei kleinen Arbeiten in Haus und Garten nützlich und als treuer Spielgefährte der Kinder beliebt zu machen. Herr van Dorbt hoffte, daß einmal

ein Evangelist, ein Prediger für die Javanen, aus dem Knaben werden könne. Da kam das gelbe Fieber und zerstörte auch dies glückliche Familienleben: Herr van Dorbt wurde ein Opfer desselben. Seine Frau mußte als beinahe mittellose Witwe mit ihren drei unermöglichten Kindern Suriname verlassen und konnte weiter nichts für Radjewan tun, als Br. Hettajsch zu bitten, dafür zu sorgen, daß der Junge nicht in unchristliche Hände gerate. Zunächst nahm sich Missionar Kusch des Knaben an; da dieser aber noch unverheiratet war, boten ihm Geschwister Hettajsch Wohnung und Kost, zunächst für die Zeit, bis Br. Kusch sich verheiraten würde. Wieder aber kam es anders, es man gedacht hatte. Br. Kusch mußte seiner Gesundheit wegen nach Europa reisen. Seitdem sehen Geschw. Hettajsch Radjewan ganz als ihren Pflegsling an. Radjewan zog mit ihnen im vorigen Jahre aus Paramaribo nach Beeshuizen und lebt nun mit auf dieser schönen Missionsfarm im Kreise der Kinder seiner Pflegeeltern.

### 3. Radjemans Freunde.

Eine Schwierigkeit aber gab es noch. Wer bezahlte denn für den Burschen all das, was er aß und trank, seine Kleider und — fast hätte ich gesagt: Schuhe, aber mit solchem Luxus braucht man sich im heißen Lande zum Glück nicht zu plagen? Geschw. Hettajsch haben nicht nur ihre eigenen Kinder zu versorgen, sondern haben bereits ein schwarzes Jungel in ihrem Hause, das sie für den Heiland erziehen wollen und das auch zu den besten Hoffnungen berechtigt. Es ist dies der Sohn einer ganz armen Witwe. Die kann natürlich nichts für ihn bezahlen; so müssen das Geschw. Hettajsch tun. Es wurde ihnen schwer, für einen zweiten Pflegesohn alle Kosten zu übernehmen. Aber da gab es Rat. In Deutschland gibt es viele gute Leute, und zwar Leute, die den Heiland lieb haben. Die lieben Br. Hettajsch auf seine Bitte vor zwei Jahren größere und kleinere Gaben zukommen (der Jahresunterhalt für den Knaben beansprucht etwa 200 Mark), und so konnte der liebe Bursche bei seinen sehr geschätzten Pflegeeltern wohnen bleiben. Und bisher hat er noch keinen Mangel zu leiden brauchen. Freilich sein Appetit ist gut und seine Entwicklung macht reichliche Kost nötig. Wie also, wenn das vorhandene Geld aufgebraucht sein wird —? Ob nicht dann vielleicht auch kleine deutsche Geber sich aufmachen sollten, ihrem schwarzen Kameraden zu Hilfe zu kommen? Nun, wir wollen nicht betteln. Nur eins noch, und das ist das Schönste an Rad-

jemans Geschichte, muß ich erzählen. Daraus werdet ihr selbst sehen können, ob man den Knaben nicht lieb haben muß.

### 4. Die Wirkung der Passionszeit.

Wir erwähnten, daß Radjemans früherer Pflegevater, Herr van Dorbt, ihn gern zu einem Prediger für seine Landsleute, die Javanen, ausbilden lassen wollte. Ach wenn das erreicht werden könnte! Das würde natürlich auch Missionar Hettajsch die größte Freude sein. Aber wer ein christlicher Prediger werden will, muß doch vor allem selbst ein Christ sein. Nicht wahr? Radjewan aber war ja doch ein Heide. Und das Christentum ist kein Kinderpiel. Wie sollte das werden?

Nun denkt euch! Radjewan war durch die christliche Lust, die er in Herrn van Dorbts Hause jahrelang eingeatmet hatte, schon, als er zu Br. Hettajsch kam, so bekannt mit der christlichen Lehre, daß er sofort den Wunsch aussprach, getauft zu werden. Ja das ging aber nicht so schnell. Der liebe Bursche war zwar bitter enttäuscht, als Br. Hettajsch ihm diese Bitte nicht gleich erfüllte, er mußte aber erst noch besser verstehen lernen, was die Taufe bedeutet. Sie bezieht den Uebertritt zum Christentum, und diesen Schritt muß man mit vollem Bewußtsein tun, und dazu muß man älter sein als zehn oder elf Jahre. Die Javanen glauben an böse Geister und verehren außerdem verschiedene Götter, denn ihre Religion ist mit indischen Religionsbegriffen und mohammedanischen Glaubenssätzen vermischt. Da mußte auch Radjewan erst mit dem lebendigen



Radjewan, der Javanenknabe.

Gott der Christen bekannt gemacht werden und vor allem fühlen und begreifen lernen, daß er ein sündiger Mensch sei, der nur durch des Heilandes Leiden und Sterben vom Verderben erlöst werden konnte.

Und was konnte da Br. Hettajsch im vorigen Jahr von Radjewan melden! Seine Entwicklung nahm einen wunderbar schönen Verlauf. Es heißt in Br. Hettajsch' Brief: „Radjewan ist ein lieber Junge, und wenn ihn der Herr behütet und wir nichts an ihm verderben, so könnte er sich später einmal zur Arbeit unter seinen Landsleuten hier eignen. Er ist ein begabter und fleißiger Knabe. Am meisten freut es mich aber, mitteilen zu können, daß er in der Schule des Geistes Gottes steht. Wir haben davon schon verschiedene Beweise sehen dürfen, heute nur ein Beispiel. Es war in der Passionszeit. Wie gewöhnlich kommt er aus der Schule, aber

diesmal mit Tränen in den Augen. Was ist da geschehen? Hat's in der Schule etwas gegeben? Es ist nichts von ihm zu erfahren, und ich sagte ihm, er solle sich nur erst beruhigen, ich würde ihn später noch einmal fragen. Am Abend bekam ich denn auch durch verschiedene Fragen heraus, daß der erste Lehrer mit den Kindern von den Leiden des Heilandes gesprochen habe und er darum so weinen mußte. Ich ging, um mich von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen, zu dem betreffenden Lehrer, der mir dann mitteilte, was der Knabe mir schon erzählt hatte, und hinzufügte, es sei ihm schon während der Betrachtung des Leidens Jesu aufgefallen, wie des Knaben Blicke an seinen Lippen gehangen hätten; und er hatte schon da den Eindruck, daß die Erzählung des Kindes Herz besonders bewegte. Dieser Vorfall ist ein Beweis von vielen, daß der Geist Gottes an diesen Kindesherzen arbeitet. Aber auch sein Betragen, seine Liebe zu seiner Bibel und zu unseren Gebirgsbüchern zeugen davon. Wir werden darum nun auch mit seiner Taufe nicht mehr länger warten, ich hoffe, daß sie zu Weihnachten stattfinden kann. Darum betet für ihn."

### 5. Radjemans Taufe.

Brüder Hettaich schreibt: „Beethuizen, den 27. Dez. 1903: Heute kam ich die erfreuliche Mitteilung machen, daß Radjemans ein Christ geworden ist. Er wurde am zweiten Weihnachtsfeiertage nach der Vormittagspredigt in der großen Stadtkirche in den Tod Jesu getauft und empfing die Namen Adriaan Johannes; Adriaan nach seinem ersten Pflieger-vater, dem Herrn M. J. van der Hoven van Dordt, der ja vor nun zwei Jahren in der gelben Fieberzeit vom Herrn in die Ewigkeit abgerufen wurde, und Johannes nach mir. Selbst ein wahrer Jünger Jesu, hat Herr van Dordt bei unserem Adriaan den ersten Grund zu einer christlichen Erziehung gelegt und ist somit eigentlich sein geistlicher Vater gewesen. Adriaan selbst denkt noch stets seiner in kindlicher Liebe.

Es war eine erhebende Feier. Die Kirche war gut gefüllt mit andächtigen Zuhörern. In solchen Tagen ist die Tracht der Gemeinmitglieder weiß. Leider ist diese schöne Gewohnheit namentlich unter den Männern im Aussterben begriffen, man will eben auch hier modern sein, und da erscheinen die weißen Anzüge zu einfältig und müssen immer mehr den bunten weichen. Unsere Frauen sind in dem Punkte

viel konservativer; an solchen Tagen ist wenigstens im unteren Raum der Kirche alles weiß, die bunten Damen werden auf die Chöre verwiesen. Der Segen hängt ja ganz gewiß nicht von den Kleidern ab, wenn aber äußerliche Dinge ins Lande sind, auf unsere Stimmung einzuwirken, so sind jedenfalls die weißen Kleider am geeignetsten, unsere Gedanken auf die Ewigkeit zu richten. Sie geben am wenigstens Veranlassung zur Ableitung, und unwillkürlich erinnern sie uns an die himmlischen Kleider, an die Scharen vor des Lammes Thron.

Vor dieser großen Zeitgemeinde, dem Liturgistisch gegenüber, saß unser Adriaan. Andächtig lauschte er der Predigt, andächtig auch der darauffolgenden Taufrede. Freilich als die Ansprache sich direkt an ihn richtete, da füllten sich die großen lieben Kinder-  
augen mit Tränen. Adriaan hat sich durch sein kindlich-fröhliches Wesen auch in der Gemeine manchen stillen Freund erworben; ich bin verichert,

daß in jener Versammlung manches Gebet für ihn zu des Herrn Thron aufgestiegen ist. Und als er dann vor mehr als tausend Zeugen mit seiner hellen Kinderstimme halb schluchzend, aber doch zuversichtlich seinen Christenglauben bekannte, da wurde auch unter den Zuhörern manches Auge feucht.

Eine besondere Gebetsanhörung war uns auch das schöne Wetter, welches uns

Neue Kirche in Miderie (Suriname).



der Herr zu der Taufe schenkte. Denn da wir uns jetzt hier in der kleinen Regenzeit befinden, wo es täglich mit kurzen Unterbrechungen regnet, und wir außerdem eine ganze Stunde von der Stadtkirche entfernt wohnen, so war die Frage: Wie kommen wir trocken in die Stadt? Denn hier gießt es in Strömen. Aber wunderbarer Weise regnete es an dem Vor-  
mittag nicht eher, als bis wir wieder zu Hause ankamen. Ja, als ich in der Taufe zu Adriaan von der Liebe Jesu sprach, da brach für einige Augenblicke die liebe Sonne durch die Wolken und erhellte mit ihren Strahlen die weißgeschmückte Kirche.

Nun, der Herr hat von diesem Kinderherzen Besitz genommen, dessen bin ich gewiß; und er wird nun auch sorgen, daß das junge Leben in ihm wächst und gedeiht. Er gebe auch uns, seinen Erzieher, die rechte Weisheit, damit wir nichts an dem Kinde verderben. Wir wissen, daß auch in Deutschland für

dies Kind gebetet wird. Ja, denk doch im Gebet manchmal an uns.  
Geschwister J. Hettaisch."

6. Nabjeman, — wie er lebt und wie er es treibt.

So war es also noch schneller, als man zu hoffen gewagt hatte, zur Taufe Nabjemans gekommen. Das ist herrlich, und wir wollen dafür von Herzen dankbar sein. Damit ist nun aber der liebe Junge nicht allen Versuchungen dieses Lebens entriekt. Ach, solche werden sich ihm noch viele nahen. Darum wollen wir auf seines Pflegevaters Wunsch des Nabjeman, oder wie er jetzt heißt, Adriaan Johannes, nicht vergessen, sondern ihn dem lieben Gott empfehlen, damit er ein braver Burische bleibe und womöglich sein Ziel, ein Prediger seiner Volksgenossen zu werden, erreiche.

Um seiner aber recht gedenken zu können, müssen wir ihn noch etwas näher kennen lernen. Dazu gibt uns schöne Gelegenheit ein zweiter Brief des Bruders Hettaisch, ebenfalls am 27. Dezember geschrieben. Eine Anzahl Herrnhuter Schwestern hatte ihm zu seinem Tauftag ein kleines Geschehen zufommen lassen wollen und daher an Br. Hettaisch etwas Geld geschickt, von dem dieser ihm ein biblisches Geschehenbuch oder des etwas kaufen sollte. Aus diesem Anlaß macht Br. Hettaisch folgende Mitteilungen:

„Adriaan wird selbst einen Dankbrief schreiben. Heut tue ich es. Ich hatte noch nicht Zeit, ein passendes Buch auszuwählen. Für biblische Bilder hat er eine besondere Vorliebe, wie er sich überhaupt für alle biblischen Geschichten auffallend interessiert. — Und nun möchte ich Euch Adriaan gern ganz so schildern, wie er ist. Er zeigt sich als ein echter Junge, wie ein solcher eben mit zwölf bis dreizehn Jahren ist. Fröhlich und munter, ja manchmal etwas wild. Eine Beschäftigung, die ihm zusagt, kann ihm fast zur Leidenschaft werden. Wir wohnen jetzt in Beekhuizen, also auf dem Lande. Da gibt es in den Freistunden für einen derartig veranlagten Jungen Gelegenheit genug, im Freien herumzujastren. Davon macht er denn auch mit seinem gleichaltrigen Spielgenossen, einem Negerknaben, den wir ebenfalls in Pflege haben, soweit Gebrauch, als wir nur die Zügel schiessen lassen. Zeit ist dazu freilich meist nur in den Ferien. Die werden dann auch gehörig ausgenützt. Stundenlang kann er an Wasser sitzen und angeln und wilden Tauben nachstellen, zum Glück aber ohne Erfolg, so daß die Lust dazu etwas abgeseht ist. Besonders lustig sieht es aus, wenn die beiden Burichen sich einmal auf den Mantagenesel schwingen und sich vergeblich abmühen, dieses starrköpfige Geschöpf in einen geregelten Gang zu bringen.“

Im Hause gehen beide Jungen mit verschiedenen Hausarbeiten meist willig den Erwachsenen zur Hand. Jeder hat seine bestimmten Amt, Adriaan z. B. unter anderem das Tischdecken. Das bejorgt er mit Geschick. Natürlich verfolgen wir damit verschiedene Zwecke. Seine Ordnungsliebe läßt noch etwas zu wünschen übrig. Während z. B. des Johannes Schulsachen immer nett auf ihrem Plage liegen, findet man die Adriaans bald hier bald da. Er gibt sich aber Mühe, sich zu bessern. Das Gleiche gilt auch im Blick auf seine Fehler und Sünden. Die Untugenden, die er mit seinen Landsleuten gemein hat, sind Lügen, Betrügen und Stehlen. Wir haben davon im Anfang ab und zu etwas gemerkt, aber durch die Arbeit des Geistes Gottes sind sie soweit überwunden, daß sie nicht mehr zutage treten. Ich glaube, daß Adriaan jetzt immer die Wahrheit spricht. Ein anderer Fehler, der ihm noch zu schaffen macht, ist seine Empfindlichkeit. Er besitzt eine Neigung zu Ehrgeiz. Man brauchte es wohl eigentlich noch nicht so zu nennen, immerhin ist es ihm immer unangenehm, wenn man etwas an ihm anszusehen hat. Da wird er leicht empfindlich. Und dann ist ihm schwer beizukommen, denn wenn er auch allnächtlich offenerziger geworden ist, so ist seinem Charakter doch von Natur etwas Verschlossenes eigen. Er hat aber bisher das Verlechte seiner Empfindlichkeit immer eingegeben, und wer in seinen Mienen zu lesen versteht, merkt, wie er dagegen ankämpft.

Ihr seht, Adriaan Nabjeman ist ein hoffnungsvoller Knabe. Tragt ihn auf betendem Herzen! Wie herrlich, wenn er einmal als Missionar unter seine Landsleute treten könnte, denn es gibt hier noch viele, viele Javanen, und die sind alle Heiden. Adriaan ist der erste Javane, der in Suriname die Taufe empfing.“

### Die neue Kirche in Nidkerie

können wir heut nur im Bilde vorführen. Ein andermal erzählen wir euch davon, wieviel Mühe dem Bruder Dingemanns der Bau und der Schwester Dingemanns die Anfertigung und der Verkauf all der Handarbeiten gekostet hat, die sie und ihre Nächstlirerinnen zum Besten des Baues hergestellt haben.

M. 6. — für die Missionschuld: Betrag einer kleinen Familienaufrührung von einigen Schulmädchen in Vererich. M. 8.90 von 4 Kindern gesammelt, durch Frau Berard, Oberbronn. M. 10. — Eichelberg. M. 15.50 von den Knaben der 5. Stufe der Unitäts-Anstalt, Niesch, durch Br. Hermann Jannisch für Br. Hettaisch Barade in Hoffenthal, Labrador. M. 760. — zur Tilgung der Missionschuld: Betrag eines Bazars in der Mädchenanstalt in Gnaabau.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 26 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Epl. mit Porto 65 Pfg., 5 Epl. M. 1.66, 10 Epl. M. 3.10 usw., 20 Epl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Wehler, unter Mitwirkung von Prediger R. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5.

Mai 1904.

5. Jahrgang.

### Ein Gartenfest in Nama (Moskito).

Von Schw. L. Schramm in Nama.

Das Kirchenharmonium in Nama auf der Moskitoküste war in einem traurigen Zustande, schreibt Schwester L. Schramm unter dem 19. Mai 1903. Eine Dame in Deutschland hatte dies damals schon in Europa eine Zeitlang gebrauchte Instrument der Station geschenkt. Eine Reihe von Jahren versah es treulich seinen Dienst, wurde öfters von den Missionaren ausgebessert und die Bälge aufs neue verklebt, denn die bösen Mauerasseln hatten ihm eine Menge Löcher beigebracht. Aber bald half auch alles Flickens nichts mehr, das Instrument litt an argem Asthma, stöhnte und ächzte entsetzlich, und die Frau des Missionars war durchaus nicht im stande, das Organistenamt weiterhin zu versehen. Nama hat seinen eigenen Organisten, einen jungen Mann von 19 Jahren, Jessie, dessen Lehrer Br. Kuschnig war. Aber dieser Jessie ist den größten Teil des Jahres von Hause abwesend, um seine eigene Plantage oder die seiner Eltern zu bebauen oder bei Spaniern zu arbeiten, welche Kautschuk sammeln. Nur dieser junge, starke Jessie war fähig, die Bälge des Harmoniums zu bearbeiten, aber da er meist nicht zur Stelle war, mußten Bruder und Schwester Schramm darüber sünen, wie sie am schnellsten zu Gelde gelangen und ein neues Instrument anschaffen könnten. Durch Kirchenkollekten wären wir zu langsam zum Ziel gelangt, da bei einer

solchen höchstens acht Mark auf einmal zusammenkommen. Darum dachten wir, einen Versuch mit Abhaltung eines Gartenfestes zu machen. Durch solche hat nämlich unsere Nachbargemeine Anefields den größten Teil des Geldes zum Ban ihrer schönen, schmucken, neuen Kirche aufgebracht.

Am einen Sonntage redete mein Mann über diese Sache mit der Gemeinde und zeigte an, daß wir am kommenden Freitag abends fünf Uhr ein Gartenfest veranstalten wollten. Er bat die Frauen der Gemeinde, sich doch mit mir zusammen am Backen von Kuchen beteiligen zu wollen oder am Kochen von Schokolade, Kaffee und Ingwer-Te. Wer zu arm sei, die Zutaten allein zu kaufen, könne sie im Missions-Laden umsonst erhalten, das Geld dafür solle dann von der Einnahme des Abends abgezogen werden.

Wir waren nun sehr gespannt, wie die Sache verlaufen würde, da viele Indianer gegen Neuerungen sehr mißtrauisch sind. Meine Kuchen waren schon fertig. Es handelte sich um eine Art süßes Brot mit Fett und Rosinen sowie Bananenkuchen, der dem Apfelmuchen in Deutschland ähnelt. Aber von Arbeiten der Indianer hatte ich noch nichts gemerkt. Da erschienen im Laufe des Donnerstags verschiedene Frauen, baten mich um Sauerteig und wünschten allerhand Dinge aus dem Laden zu haben: Mehl, Zucker, Butter, Rosinen, Reis, Kaffee, Muskatnuß und was sie alles zum Backen nötig hatten. Da freuten wir uns; und der Plan mit dem Gartenfest schien

doch nicht ganz ins Wasser fallen zu sollen, sondern wenigstens einen Teil unserer Leute einzuleuchten.

Am Freitag Nachmittag brachten die Frauen nun all die Herrlichkeiten, die sie gebacken oder gebackt hatten. In großen Tüchern eingewickelt kamen Liebesmahlsbrötchen zum Vorschein oder Weißbrote in Form von Bregeln, Schreden und Semmeln. Und in großen Schüsseln trugen sie Reispuddings herzu sowie Backwaren, die aus geriebener Kofosnuß und Zucker hergestellt waren und den Kindern in Deutschland ganz gewiß als ein besonderer Vederbissen erschienen wären. Auch Bananen-, Kofos- und Kaffade-Brot war gebacken worden. In Töpfen oder Kannen wurde dann der dampfende Kaffee und die prächtig duftende Schokolade herbeigebracht; und hinten in unserem Garten hochte Schwester Gnni auf Steinen in einem großen Blechgefäß den so sehr beliebten Ingwer-See. Aus Bluefields hatten wir Bonbons und Nüsse kommen lassen, welsch letztere bei den Surinamern Vinda genannt werden. Nach vier Uhr mußten Schulknaben zwei Fische sowie eine Anzahl untehniger Bänke aus der Kirche holen. Diese wurden vor unserem Hause im Garten aufgestellt und nun die Kuchen u. s. w. auf den Tischen aufgebaut. Sie konnten aber die Menge der guten Sachen nicht fassen, daher mußte der Rest erst im Haus zurückgestellt und dann später nach und nach hinausgebracht werden, wenn ein Tisch sich ein wenig geleert hatte.

Um fünf Uhr fing nun das Fest an. Der Hefser läutete die Kirchenglocke, und sofort strömte eine Anzahl Leute in den Garten. Andere fanden noch etwas zögernd am Thor und lugten durch dasselbe hinein. Wir nötigten sie aber, schnell hineinzukommen, denn bald würde es nichts mehr geben. Was für Lücken waren schon in den Reihen entstanden! Und die Berge von Liebesmahlsbrötchen waren gar schon verschwunden! Nach diesem war nämlich die meiste Nachfrage, und die Zuletztgekommenen mußten nun mit anderen Eßwaren vorlieb nehmen. Mein Mann, ein Hefser und ich verkauften das Eßbare, die Frau des Hefers die Getränke. Das Geld klapperte nur so in den dazu aufgestellten Töpfen (ober aber auch nicht, wenn es nämlich Papiergeld war), und nach einer Stunde war tatsächlich alles verkauft bis auf einen Saft mit Apfelsinen, den am folgenden Tag unser junger Organist Jesse in Bluefields an Spanier absetzte. Um sechs Uhr fing es an zu dunkeln, aber gleich erschien auch der Vollmond am Himmel und beleuchtete alle, die da so gemüthlich beisammen saßen und standen, aßen und plauderten. Mein Mann und ich zählten nun das Geld, und siehe, es ergab die schöne Summe von beinahe 30 Dollar (60 Mark). Nachdem das dem Laden entnommene Mehl, Zucker u. s. w. abgerechnet wurde, blieben noch immer 22 Dollar (44 Mark) übrig, eine schöne Summe für die kleine arme Nama-Gemeine! Gegen sieben Uhr gingen die Leute wieder nach Hause, nicht ohne uns vorher die Hand geschüttelt zu haben.

Seitdem haben wir denn noch gar manches Gartenfest in gleicher Weise abgehalten, von denen das eine weniger, das andere mehr besucht war, je nachdem die Leute gerade zu Hause oder aber auf ihren Plantagen abwesend waren. Ein solches Fest feierten wir sogar unterhalb der Kirche, die auf Steinfesseln so hoch aufgebaut ist, daß man darunter stehen kann; nur bei den Ballen mußte man sich bücken, um sich keine Beule in den Kopf zu schlagen. Es regnete nämlich damals, und darum mußten wir dort einen Zufluchtsort suchen. Nach einem Jahre hatten wir schon über 150 Dollar (300 Mark) beisammen. Dann aber konnten wir leider nicht weiter machen. Warum nicht? Wir hatten eine Berufung nach der Station Ephyra erhalten und mußten abreißen. Es tat uns wirklich leid, nicht vorher noch die ganze Summe beisammen gehabt zu haben, um das Darmonium kaufen und eine schöne Einweihungsfeier abhalten zu können. Aber die noch fehlenden 100 Dollar werden jetzt durch Geschwister Kahlhöfer gesammelt werden, die nach uns in Nama Einzug gehalten haben. Waren es nicht aber schöne Feste, die sich so gut bezahlt gemacht haben? Ja freilich, man muß unsere Namachristen mit ihrem opferfreudigem Gebeißer lieb haben. Nicht wahr?

### Besuch auf der Missionsstation Tschini (West-Himalaya).

#### 1. Land, Leute und Missionsanfang.

Der Hauptort im Distrikt Ranaur am Oberlauf des Sadlebschflusses im nordwestlichen Indien heißt Ghini, gesprochen Tschini. Vorort ist es geworden, seit es ein Gerichtsgebäude hat. Tschini liegt ungefähr 30 deutsche Meilen von der bekannten Sommerresidenz des Vizekönigs von Indien, Simla, entfernt. In Simla sowohl wie in Tschini arbeiten Missionare der Brüdergemeine. Beide Orte verbindet eine für dortige Begriffe sehr gute Straße, d. h. ein Weg, auf dem beladene Tiere gewöhnlich sicher gehen können. Von Wagen kann auf jenen Gebirgspfaden keine Rede sein. Verfolgen wir diesen Weg, so führt er uns durch die schönsten Gebirgslandschaften des Himalaya. Tschini selbst ist die schönstegelegene unserer sechs Missionsstationen in Klein-Tibet. Das Missionsgrundstück liegt etwas abseits vom Dorf Tschini, dicht an der Regierungsstraße, während das Dorf selbst 3—4000 Fuß oberhalb des Flusses Sadlebsch zu suchen ist. Die Hügelreihe fällt hier ab, weshalb es so aussieht, als läge das Dorf dicht am Fluß, während drei englische Meilen, etwa eine Stunde Weges, das Dorf vom Fluß trennen. An der entgegengesetzten Seite des Sadlebsch steigen die Berge bis zu 19000 Fuß Höhe auf. Scharf gezackte Spitzen und Schneekanten, lange Züge von Gletschern glänzen weithin im Sonnenschein. Laufende von Fuß oberhalb des Flusses sind die Berge noch immer mit

Feberwäldern und Deodarbäumen dicht bedeckt. Einen Eindruck von der Großartigkeit dieser Gebirgsgegend gibt uns das Bild vom Dorfe Tschini mit den gewaltigen Bergriesen im Hintergrund. Der Sadelbisch fließt am Fuß der Berge. Es ist die Aussicht, die man vom Missionshaus aus tagtäglich genießen kann.

Eine Missionsarbeit hat die Brüdergemeinde hier in Tschini im Jahre 1900 begonnen. Bruder Brüste war der Anfänger des Werks. Er hat in den wenigen Jahren schon viel geschafft. Er hat das kleine Missionshaus gebaut, welches wir links im Bilde sehen, und ein Nebengebäude für Schule, Waschküche pp. aufgeführt. Den Bau eines größeren Hauses hat er wenigstens vorbereitet, konnte ihn aber leider nicht in Angriff nehmen und vollenden, da er seiner Gesundheit wegen im Herbst 1903 mit seiner Gattin in die europäische Heimat aufbrechen mußte, um hier neue Kräfte zu sammeln. Weiter hat er den Hügelabhang zur Seite des Hauses geodnet und auf der dadurch gewonnenen Terrasse einen netten Garten angelegt. Ja was mehr wert ist: Er hat sich durch seinen Umgang mit den Leuten ihr Vertrauen erworben, begann

Bruder Brüste hatte, ehe er nach Tschini zog, an verschiedenen Teilen Indiens gearbeitet, aber nirgends Leute getroffen, die so unrein und zerlummt ausgehen haben, so stumpf und träge und dabei so verlogen und diebisch gewesen wären, wie die Bewohner dieses Ortes. Dieselbe Einbrecherbande z. B., die schon im Januar 1901 ihr Wesen trieb, führte noch am Ende des Jahres 1902 Diebstähle aus.

Daher läßt sich denken, daß es Bruder Brüste anfangs entsetzlich schwer hatte, bei diesen Menschen mit dem Christentum Eingang zu finden. Sie wollten



Missionshaus in Tschini.



Dorf Tschini.

eine Predigtstätigkeit und hat auch mit Schulunterricht einen Anfang gemacht. Und das war nicht leicht.

Die Leute in Tschini sprechen nicht tibetisch, sondern eine besondere Sprache, das Kanaurische. Br. Brüste, der schon verschiedene Dialekte spricht, mußte deshalb hier wieder einen neuen hinzulernen und die ersten Anfänge zu einer Grammatik in dieser Sprache zusammenstellen. Die meisten Bewohner dieses Dorfes sind Heiden; die von ihnen am meisten verehrte Göttin heißt Hali und ist so blutdürstig, daß ihr manchmal Menschenopfer dargebracht werden. Die Leute sind entsetzlich abergläubisch, dabei in ihrem häuslichen Leben und in ihrer Erscheinung unangenehm schmutzig, ferner auch diebisch und lägnerisch.

einfach nichts davon hören, denn das bedeutete ja für sie, ihr ganzes Leben von Grund aus zu ändern. Sie brachten dem Missionar gar kein Vertrauen entgegen, ja erzeigten ihm nicht einmal die gewöhnlichste Höflichkeit. Allmählich ist es damit etwas besser geworden. Zwar von einem Sonntagsgottesdienst wollten diese Heiden noch nach Jahr und Tag nichts wissen. Br. Brüste mußte sich darauf beschränken, an den Wochentagen den Bauarbeitern Gottes Wort zu verkündigen, durfte aber deren Aufmerksamkeit nicht länger als 10—20 Minuten in Anspruch nehmen. Indes die Erwachsenen zeigten sich doch schon im Laufe des Jahres 1902 wenigstens ins Gesicht freundlich, gingen an, den Europäer zu grüßen und brachten ihm Früchte und Genüße zum Geschenk. Ja, wenn sie krank wurden, fanden sie auch den Weg zu ihm. Da war er gut genug, sie zu beraten und ihnen Medizin zu verabfolgen.

Und selbst die Neugier trieb sie ins Missionshaus. Da betasteten sie denn alles mit ihren schmutzigen Fingern und unteruchten, was sie nur sahen, selbst die Betten, was wohl der Schwester Bruske wenig angenehm gewesen sein wird. Und doch freuten sich Geschwister Bruske, auf diese Weise mit den Leuten zusammenkommen zu können. Da hatten sie Gelegenheit, ihnen etwas von Gott und unserem Heilande Jesus Christus zu erzählen. Und solcher Umgang hat denn auch keine Früchte getragen, die Heiden haben den Missionar und seine Frau lieb gewonnen.

Was Bruder Bruske aber besonders dankbar stimmt, das ist, daß sie sobald Zugang zu den Herzen der Kinder fanden. Davon soll er uns selbst etwas erzählen, was er im Herbst vor einem Jahre angezeichnet hat.

## 2. Die Kinder in Tschini.

Br. Bruske schreibt: „Nechte Freude macht uns der Verkehr mit den Kindern. Auch sie sehen, wie die Erwachsenen, trotz allem schon bemerkbaren Fortschritt in dieser Hinsicht, noch recht schmutzig aus, und manche unter ihnen sind selbst im Winter nur mit Fellen bekleidet, aber sie sind, im Gegensatz zu den Erwachsenen, sehr vertraulich und anhänglich. Die Zahl der Schulknaben vor den letzten Ferien auf 25 gestiegen, gegenwärtig (Ende Oktober) kommen nur wenige, weil noch Erntezeit und das von den Bergen heruntergekommene Vieh zu hüten ist. Sobald sie ihr Neujahrsfest gefeiert haben, stellen sie sich von selbst wieder ein. Sie stehen im Alter von 8—18 Jahren. Manche Knaben sind von auswärts herbeigekommen, einige 6, andere 10, einer 50 (engl.) Meilen weit. Diese wohnen einstweilen bei Bauern im Dorf; die nötigen Lebensmittel bringen sie sich von Hause mit und besorgen auch das Kochen selbst. Sobald eine Wohnung auf dem Missions-Grundstück fertig sein wird, wollen sie da einziehen. Zwei Knaben erschienen von Poo, also 60 engl. Meilen weit, wurden aber nach zwei Monaten, als die Pocken an der Grenze unseres Distrikts (der Kanaur oder Bahjar heißt) auftraten, von ihrer ängstlichen Mutter wieder zurück gerufen. Die Kinder haben es sehr gern, wenn wir mit ihnen spielen, namentlich macht ihnen das Ballspiel großes Vergnügen. Früher kamen sie zur Schule nach Belieben und blieben weg, wenn sie wollten. Jetzt haben sie angefangen, um Erlaubnis zu fragen, wenn sie einmal zurückbleiben müssen. Früher verschwanden sie einfach, wenn sie geholt worden waren, jetzt beginnen sie um Verzeihung zu bitten, wenn sie etwas verzeihen haben. Sie sind eifrig im Lernen und wollen Tag für Tag von früh bis abends vom Lehrer beschäftigt sein und auch niemals Ferien haben, falls nicht etwa ihre Eltern sie zurück zu bleiben zwingen. Sind aber doch

Ferien und gibt es keine dringende Arbeit in Feld- und Viehwirtschaft, so suchen sie sich für die Ferienzeit einen anderen Lehrer. Während der letzten Frühjahrs-Ferien ließ es sich ein Knabe, Bubjinh mit Namen, nicht nehmen, uns auf einer Reise zu begleiten und hielt tren aus, obgleich es sehr viel regnete und manche Märsche recht anstrengend waren. Versagt der Lehrer einmal, so übernimmt der am weitesten geförderte Knabe ohne weiteres seine Stelle ein, weiß sehr würdig den Lehrer zu machen und, was das Wertwürdigste ist, die Kameraden gehorchen ihm aufs Wort. Die nötigen Schulbücher, Tafeln, Stifte zc. kaufen sich die Kinder, und zwar gilt ihnen das als selbstverständlich. Zuerst wollen die Kleinen, wie die Erwachsenen, den Namen Jesu nicht in den Mund nehmen, jetzt tun sie es gern. Sehr gern befehen sie bunte biblische Bilder, hören die Geschichten dazu mit Interesse und lernen Gebote und Bibelsprüche. Besondere Freude macht es ihnen, christliche Bhajans, d. h. indische Volksweisen mit christlichem Text, zu singen. Da es ihnen, wie allen Indern, sehr schwer fällt, europäische Melodien zu fassen, indische Melodien aber verhältnismäßig leicht ins Gehör fallen, so übe ich letztere mit ihnen ein. Es ist ordentlich erhebend, wenn eine größere Schar Knaben die Liederbücher aufgeschlagen vor sich liegen hat und einen Bhajan singt. Ich habe angefangen, den Text solcher Bhajans mit Hilfe des Lehrers in ihre Sprache zu übersetzen. Nur wenn jemand aus ihrem Verwandtschaftskreise stirbt, und die betreffenden Knaben dann nach Landesseite ein bis zwei Monate Trauer halten, dann singen sie nicht, auch nicht in der Schule, betheiligen sich nicht am Spiel und schmücken sich nicht mit Blumen, was sie sonst so gern tun. Natürlich suchen wir auch nicht, sie dann zum Singen oder Spielen zu zwingen, wie wir überhaupt alle Gebräuche, in denen sich noch etwas von Zartem, Idealem, bei dem sonst so heruntergekommenen, rohen Volk findet, achten, ja pflegen, selbst wenn es mit der Schulzucht nicht gut zu vereinbaren ist. Wir danken dem Herrn, daß er uns, da wir bei den Erwachsenen so schwer mit Gottes Wort Eingang finden, unter den Kindern eine offene Tür gegeben hat und möchten gern alles tun, um sie an uns zu ziehen und für den Heiland zu gewinnen. O, wenn doch eine Beterjhar dabei sein und die ganze Missionsgeschichte hier in ihr Herz einschließen wollte! Dann dürften wir bald Großes erleben.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Tilgung der Missionsschuld: Ml. 25.— aus einem Negler der Mädchenanstalt zu Gnanab. Für die neu zu errichtende Sonntagsschulhalle in Buefelds: Ml. 10.—, gesammelt von den Kindern der Mädchenschule in Neulals. a. D. Ml. 25.— von der Sonntagsschule in Westh.

Darunter erhalten Missionsverwaltung, Sermbut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Ml. 1.65, 10 Expl. Ml. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger C. S. Becker, unter Mitwirkung von Prediger E. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Sermbut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6.

Juni 1904.

5. Jahrgang.

### Aus unserer ersten Kuli-Schule in Paramaribo.

Von Schwester Wenzel geb. Zimmermann.

Im November vergangenen Jahres brachten wir das Bild eines ostindischen Kuli, und im Mai 1902 führten wir einen solchen Kuli als Kunden in unserem Missionsgeschäft in Paramaribo vor. Ihr wißt also, daß diese Leute ausgewanderte Arbeiter sind. Unter diesen Ostindiern, deren Zahl sich in Suriname schon auf 10000 beläuft, hat die Brüdergemeine seit 1901 eine Missionsarbeit begonnen. Bruder Th. Wenzel ist der Leiter derselben, und seine Gattin ist so freundlich, uns im folgenden von der kürzlich eröffneten ersten Schule für die Kulikinder etwas zu berichten. Sie schreibt:

Es ist mir eine Freude, etwas von unserer kleinen Kuli-Schule erzählen zu können. Diese haben wir Anfang Januar mit 8 Knaben im Alter von 4—7 Jahren begonnen. Sie alle sind Kinder heidnischer Eltern. Morgens gegen 8 Uhr sieht man sie mit unserem neuesten Evangelisten, dem kleinen Striman, die Straße heraufkommen; und dann springen sie fröhlich zu unserer Türe herein. Hier ist Billi (d. h. Kästchen) mit seinen großen Ohrringen, dort zwei andere, die am Hinterkopf einen langen Haarschopf tragen, und noch zwei andere fallen besonders durch ihre Kleidung auf. Die nagelneue, weiße Jacke des einen trägt in großen, blauen Buchstaben den Aufdruck „C. Kersten & Co. Paramaribo“, und das

schwarze, indische Jäckchen des anderen hat auf der Rückseite eine Leier inmitten einiger Sternchen und ist auch rundum mit zierlichen Schnürfeln in Rot und Weiß benäht. Doch die Klingel ertönt, es ist 1/2 9 Uhr. Sie treten in das Haus unseres Evangelisten, Abraham Lincoln, ihres Nuntshi (Lehrers) ein, und die Schule beginnt. Den Unterricht eröffnet die biblische Geschichte. Mit den Erzählungen des Alten Testaments wird begonnen, diese prägen sich dem Verständnis und Gedächtnis der Kinder gut ein. Als die Geschichte von Cain und Abel besprochen wurde, sagte Billi, er wolle nun nicht mehr Billi, sondern Habil (= Abel) heißen, denn dieser wäre so gut gewesen.

Nach der ersten Schulstunde ist eine Pause, und die kleine Schar springt hinaus ins Freie. Auf Abrahams Befehl müssen alle erst die dürrten Blätter unter den Bäumen anlesen, wodurch seiner Frau, Isabella, das Jegen des Hofes erpart wird. Dann beginnt ein fröhliches Spielen und Lagen, bis die Klingel wieder ruft, und zwar zum Leseunterricht.

Nach indischer Weise liest jeder laut vor sich hin. Einer lernt das Alphabet: ka, kha, ga, gha, unga (nasales n) u. s. w., ein anderer buchstabiert laut einzelne Worte, während der älteste schon Sätze zu lesen versucht. Abraham paßt dabei gut auf, daß jedes fleißig ist, erhebt auch zuweilen drohend sein Rohrstäbchen.

Nach einer abermaligen Pause folgt die letzte Stunde. Abraham erzählt eine lehrreiche Geschichte

oder spricht über einen Gegenstand aus der Natur. Dann lernen die Kinder ein geistliches Lied und versuchen es zu singen, was freilich noch nicht gut glückt, denn Singen ist ihre schwache Seite. Zum Schluß besucht mein Mann die Schule und stellt einige Fragen über das Gelernte. Mit einem kurzen Gebet schließt die Schule um 1/2 12 Uhr.

Sonnabends ist, wie hier allgemein, schulfreier Tag. Am Sonntag nachmittag kommen dieselben Kinder und noch einige andere zur Sonntagschule.

### Ein Ausflug im Moskitolande.

Von Schw. L. Schramm in Nama.

Mein Mann wollte seinen Schülern einmal eine Freude bereiten, damit sie nachher wieder mit besonderem Eifer, mit Lust und Liebe lernten und vorwärts kämen.

Darum kündigte er ihnen eines Tages in der Schule an, daß er mit ihnen allen in mehreren Booten einen Ausflug unternehmen wollte, sie selbst dürften sich den Ort wählen, wohin sie gehen wollten. Bis dahin mußten sie aber sehr fleißig lernen, besonders eine Anzahl von

Liedern, damit sie unterwegs zusammen singen könnten. Über das Ziel der Fahrt war die Mehrzahl bald einig; sie wollten gern Pigeon-Cay, die Tauben-Insel, kennen lernen, die einige Stunden entfernt in der See liegt. Der 12. Juni wurde festgesetzt, und manch eines mag vorher um schönes Wetter gebetet haben, gerade wie es die Kinder in Deutschland auch tun; denn wie traurig ist es, wenn es gerade an einem solchen Tage regnet. Ganz prächtiges Wetter schickte uns der liebe Gott. Früh um 5 Uhr ertönte die Kirchenglocke, zum Zeichen, daß die Boote sich an unserm Landungsplatze versammeln sollten, was dann in unglaublich kurzer Zeit geschah. Nach einem Morgenessen, in dem wir den Herrn um seinen Schutz und Segen ansahen, bestieg die Kinderchar mit mehreren gleichfalls erschienenen Elternpaaren die vier großen Boote, die Ruderer zogen an, und mit Gesang des Liedes: „Brüder, seht die Bundesfahnen in den

Lüften weh'n“, ging es hinaus in den schönen, kühlen Morgen. Die Sonne war gerade im Begriff, aufzugehen. Von weit her noch hörte ich den schönen Gesang herüber schallen: ich blieb nämlich mit unserer einjährigen Lydia zu Hause. Gegen 9 Uhr wurde der Platz erreicht, wo Lagune und Meer sich berühren und wo in einem Hause einige Soldaten mit ihrem Kommandanten sich aufhalten müssen, um aufzupassen, daß nicht etwas Verbotenes hier ins Land hineingeschmuggelt wird. Ihre Wohnung haben sie auf dem Festlande, einige 100 Meter entfernt. Dort befindet sich eine große, lange Insel, die sich beinahe bis Bluefields hin erstreckt. Bei diesen Soldaten muß jedes Boot anhalten und den Zweck seiner Fahrt melden, sonst schießen die Soldaten einfach auf die ungehorsamen Anrasser eines solchen Bootes. Der Magistrat unserer Nama-Insel, Dr. Downs, der sich ebenfalls an der Fahrt beteiligte, bejorgte die Melbung,

denn er kann spanisch reden, und englisch verstehen die Soldaten nicht. Dann ging es in die See hinaus, wo das Boot nicht mehr so ruhig dahingleitet wie auf der Lagune, sondern von den Wellen hin und her geschaukelt wird. Manches von den Kindern wurde seefrank; aber bald kam die



Schrein am Erweiterungsbau der Kirche in Betslehem (Jamaika).

Insel, die das Ziel bildete, in Sicht; man sahte neuen Mut und um 1/2 11 Uhr schon war man an Ort und Stelle. Eine lange Bergkette durchzieht die Insel. Es befanden sich zur Zeit gerade eine Anzahl Indianer und Kreolen auf dem sonst unbewohnten Eiland. Die einen haben ihre Hütten, die übrigens aus vier Pfählen mit einem Blätterdach bestehen, auf der einen, die anderen auf der entgegengesetzten Inselseite. Was sie hierhergelockt hat, ist der Schildkrötensfang. Auch unsere Kinderchar hatte unterwegs solch ein Riesentier gesehen, aber leider hatte niemand von den Erwachsenen seine Harpune mitgenommen, so konnte es nicht erlegt werden, obwohl sich jedes über solch einen Leckerbissen gefreut haben würde. Nachdem die Insel ein wenig besichtigt worden war, sammelten die Kinder trockenes Holz, und die Frauen machten Feuer, um die mitgenommenen Früchte, Bananen und Planten, zu kochen oder in der Asche zu rösten.

Dann wurde fröhliches Mahl gehalten. Wie dankbar und vergnügt die Kinder waren, zeigten sie z. B. dadurch, daß gar manches lam und dem Missionar ein Stüchlein Fleisch oder Eier oder Schokolade u. s. w. von seinem Kostanteil brachte. Dieser teilte dann natürlich wiederum von seinem Vorrat ihnen mit. Nach dem Essen ruhte man eine Weile, denn die Sonne brannte jetzt heiß vom Himmel herunter, sodaß jedermann müde war. Unterdessen braute mein Mann eine schöne, erfrischende Zitronen-Limonade, die dann allen prächtig mundete und mit Soda-Wisuits genossen wurde. Die Kinder vertrieben sich die Zeit damit, den Berg hinaufzuleitern und wieder herunter zu laufen. Andere versuchten Guanos zu fangen, die ein prächtiges, zartes Fleisch haben; aber leider waren die Tierchen, den Eidechsen ähnlich, viel zu schnell. Andere spazierten oder spielten am Strande. Aber lang durfte man sich nicht mehr verweilen, denn noch stand die lange Heimfahrt bevor. Der Wind wurde günstig, die Paddeln konnten ruhen, dafür wurden die Segel aufgespannt, und fröhlichen Herzens, mit Sang und Klang, ging's heimwärts. Als es zu dunkeln begann, war die Station Mama erreicht unter Gesang des herrlichen Liedes: „Herr bleib bei uns, schnell bricht die Nacht herein“, einen Lieblingslied unserer Deutschen. Alles war von Herzen dankbar für den schönen Tag, den man hatte erleben dürfen.

### Eine Festfeier in Jamaica.

Zu den Bildern.

Ein großes Fest wird unsere Missionskirche in Jamaica im Dezember dieses Jahres feiern, nämlich einen Jubeltag. Es werden am 7. Dezember 150 Jahre seit Gründung der Brüdermission auf jener wunderbar schönen Insel verfloßen sein. Heut machen uns die Bilder mit einer der größten unserer achtzehn Jamaica-Gemeinen, Bethlehem, bekannt, auf der sich unser Lehrerinnenseminar befindet. Auch ein Fest war es, das man am 6. August dort beging.

Die Kirche sollte erweitert werden. Die Grundmauern des Erweiterungsbauens waren schon aufgeführt; jetzt wurden zwei Ecksteine (nicht ein Grundstein wie bei uns) feierlich gelegt. Lange nicht waren so viel Menschen in Bethlehem beisammen gewesen, wie an diesem Tage. Wir sehen, wie sie sich um die Kirche drängen. Der ganze Gottesdienst mußte im Freien gehalten werden. Es war auch kein Wunder, daß alle so lebhaften Anteil am Feste nahmen, hatten sie doch auch durch die Tat ihrer Freude Ausdruck gegeben. Etwa 5000 Mark hatten sie gesammelt, und weitere 1000 Mark waren die freiwillig geleisteten Arbeiten wert. Das heißt Liebe zu seinem Gotteshause haben.

### Eine afrikanische Gratulation.

Ihr wißt doch alle, schreibt Br. St. Meier in Deutsch-Natritsa, was eine Gratulation ist. Wenn Vater und Mutter euch zum Geburtstag Glück wünschen, so nennt man das eine Gratulation. Man gratuliert bei den verschiedensten Anlässen, leider aber wünschen viele nicht aus innerstem Herzen Glück, sondern bloß, weil es so Sitte ist. Dann wird eine Gratulation zur bloßen Form; und weil die Worte, die man spricht, fast immer die gleichen



Ecksteinlegungsfeier in Bethlehem (Jamaika).

sind, so nennt man sie eine Formel. So sagen viele oft schnell hin: „Ich gratuliere schön“, ohne sich zu überlegen, was das heißt. Eine solche Gratulationsformel ist auch in Unyamweji in Inner-Afrika gebräuchlich. Die Unyamweji, wie man die Leute in Unyamweji nennt, haben zum Teil recht ausführliche, schöne und sinnreiche Begrüßungsformeln. Als Abschiedsgruß sagen sie: wikala mhola! = wohne im Frieden! und uja (sprich udsha) mhola! = ziehe (gehe) im Frieden! Erinnert das nicht an den biblischen Gruß? Hat uns doch der Heiland geheißen, wenn wir in ein Haus eintreten, zu sagen: Friede sei mit euch! Ein in der Unyamwejisprache besonders schön klingender Gruß ist der Morgengruß wanga-luka! Heute möchte ich euch aber von der Begrüßung bei der Geburt eines Kindes erzählen. Viele

von euch haben gewiß schon Gelegenheit gehabt, sich über ein Schwesterchen oder Brüderchen zu freuen. Bei den meisten Völkern herrscht über die Geburt eines Kindes große Freude; nur wird bei vielen ein Knabe freudiger begrüßt als ein Mädchen. Das ist bei den Banyamweß auch der Fall, aber doch freuen sie sich jedesmal. Da wird von einem der nächsten Angehörigen sogleich ein Freudenruf abgehört. Ein Schuß zeigt immer an, daß etwas los ist. So bald also ein Schuß gefallen ist, so läuft alles in die Richtung, aus der der Schall kam, und wenn die Leute den Grund erfahren, begrüßen sie den Vater mit dem Wort isumbe und schütteln ihm beide Hände. Der Vater sagt als Gegengruß: wawuka wawuwuzi! Was bedeuten nun diese Begrüßungsworte? Klein Schwarzer konnte mir den genauen Sinn sagen. So viel ist aber sicher: das erste Wort kommt von kusumba = schaffen her und heißt als Gruß soviel wie das Kind ist „geschaffen, es sei gut gemacht!“ Und die Antwort des Vaters: wawuka wawuwuzi! heißt soviel wie: er ist aufgestanden (hat sich aufgemacht), der uns geschaffen hat. Unsere Banyamweß haben also, (wohl ursprünglich mehr wie jetzt) geglaubt, daß ein großer Geist, den sie Schöpfer nannten, alle Menschen gemacht hat, und ehrten nun diesen Schöpfer in diesem Grade. Setzt ihr ihnen freilich das Bewußtsein von einem Schöpfer fast verloren gegangen, und die Christenheit vor ihm, wenn sie überhaupt noch vorhanden ist, keine sehr große mehr.

Ihnen diesen Schöpfer und auch unseren Heiland zu verkündigen, ist die Aufgabe der Mission; und wenn ihr durch Gebet und Gedenken mit helft, daß die Erkenntnis Gottes auch bald Eigentum unserer Banyamweß werde, dann wollen wir Missionare euch dafür herzlich danken und der guten Zuversicht sein, daß der liebe Gott solche Fürbitten erhören wird. Dann wißt ihr, wie ihr unsere lieben Schwarzen zu diesem Ereignis beglückwünschen könnt, nämlich mit isumbe, und wir wollen mit einem kräftigen, fröhlichen: wawuka wawuwuzi antworten.

### Die Kinder in Ischini.

(Schluß.)

Dr. Brunske fährt fort: Wir beschenken den Kindern zu Weihnachten Kleinigkeiten, feiern Schulfeste und

machen Ausflüge. Früher gebrauchten sie ihre hölzernen Schultafeln, wenn Schnee lag, als Schlitten, nun haben wir ihnen zwei wirkliche, kleine Schlitten machen lassen, die sie „Holsperber“ nennen und auf denen sie mit großer Begeisterung herumfuschieren. Leider habe ich noch keinen christlichen Lehrer für die Knaben, ihr bisheriger heidnischer Lehrer ist ihnen in geistlicher Beziehung keine Förderung.

Die Mädchen im Winter zur Strickschule herbeizulocken, war mit großer leichte Sache. Sie mühten zu Haus Wolle zu Kleidern spinnen, sonst würden sie später nackend gehen, hieß es zuerst allgemein. Da sagte ihnen meine Frau, sie brauchten ja nur einige Male in der Woche zu kommen und jedesmal nur auf 1—2 Stunden. Endlich kamen einzelne und zogen andere nach. Bald wurden auch sie sehr zutraulich, ja übermütig. Meine Frau war ängstlich, sie jedesmal nicht länger als zwei Stunden festzuhalten, damit sie auch das nötige Wollspinnen noch besorgen könnten. Bald aber wollten sie täglich kommen und womöglich den ganzen Tag bei uns zubringen.

Was die Arbeit an den Kindern erschwert, ist dies: Die ganze Kindererziehung liegt hier im Argen. Die Kinder, wenigstens die Knaben, regieren meist zu Haus die Eltern. Dafür ein Beispiel! Kasibram, der Entel des Schulzen, war von seinen Eltern gescholten worden und deshalb weggelaufen. Wohin, wußte niemand. Nach einigen Tagen erschien er mit einem anderen Jungen bei uns in der Schule. Dadurch erfuhr die Mutter von seinem Aufenthaltsorte und holte ihn nach Hause. Wir baten sie, ihn doch regelmäßig zur Schule zu schicken. Sie versprach es, und er kam auch einige Male. Dann aber wurde er der Sache überdrüssig; und nun ging er zwar weiter, Tafel und Buch in der Hand, mit seinen Kameraden jeden Tag auf die Schule zu, schwante aber in der Mitte des Weges ab und stellte sich nur gegen Abend dort wieder ein, um nun mit seinen Gefährten nach Hause zu gehen, als käme er von der Schule. Trotzdem seine Eltern bald davon erfuhr, schwiegen sie dazu.



Kirche zu Bethlehem (Jamaika).

Markt 10. — von Charlotte Gräbe, Berlin, Gitschinerstraße 94a, für Missionszwecke.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 26 Pf. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 6 Pf., 6 Expl. Mk. 1.66, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Becker, unter Mitwirkung von Prediger B. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 7.

Juli 1904.

5. Jahrgang.

### Jüge aus dem Leben des Bischofs Spangenberg.

Zum Gedächtnis an seine Geburt vor 200 Jahren.

#### 1. Eine folgenreiche Begegnung.

Mitten im Herzen Deutschlands liegt es, das herrliche Thüringer Ländchen mit seinen dichten, düsteren Waldungen, mit seinen leicht gewundenen Bergen und stolzen Burgen, mit seinen Tälern und Höhen, durch deren Jüge sich die Saale mit ihren frischgrünen Ufern mühsam hindurchwindet, um endlich umweit Magdeburg in den Elbstrom einzumünden. An ihrem Oberlaufe, umkränzt von Hügelreihen, finden wir das schmucke Städtchen Jena, dessen berühmte Hochschule den Namen des Ortes durch alle Länder trägt.

Im Jahre 1727 war es, da wanderte durch die Straßen Jenas ein schlichter, einfacher Mann an der Seite eines der hochgelehrten Herren, welche an der Universität, die heut auf eine vierhundertjährige Geschichte zurückblickt und damals in hoher Blüte stand, des Lehramts walteten. Ein Herrnhutischer Bruder war es. Von einem Besuche beim Herzog von Saalfeld lehrte er zurück; wie von ungefahr hatte ihn sein Weg durch Jena geführt; hier hatte er die Bekanntschaft eines jungen Professors, des Magisters Spangenberg gemacht, und dieser forderte ihn nun auf, bei ihm Herberge zu nehmen. Aber was wollte denn der gelehrte Herr mit dem einfachen Mann? Wer war dieser Magister Spangenberg?

Es war niemand geringeres, als der spätere Bischof der Brüderkirche, der als Nachfolger des Grafen von Zinzendorf die Brüdergemeinen und ihre Missionen in aller Welt in erster Linie zu leiten beufen sein sollte. Davon hatte er selbst damals noch keine Ahnung. Er hatte vielmehr noch fast nichts von Herrnhut gehört. Dieser Ort war ja auch erst fünf Jahre zuvor gegründet worden. Erweckte Katholiken und Brüder hatten um des Glaubens willen ihr mährisches Vaterland verlassen, waren vom Grafen Zinzendorf auf dessen Gute Werthebsdorf in der sächsischen Oberlausitz aufgenommen worden und hatten dort 1722 das Dritchen Herrnhut gegründet. Von dem allen hatte der Jenaer Hochschullehrer kürzlich gelesen und das hatte ihn so gefesselt, daß er nichts sehnlicher wünschte, als einmal näheres von diesen Herrnhutern zu hören. — Da kommt ihm wie von ungefahr der Bruder in den Weg. Wie wunderbar! Ja das kam von Gott. Und nun hatte der gelehrte Herr nichts eiligeres zu tun, als diesen Herrnhuter in sein Zimmer zu führen; und da haben die bisher einander ganz fremden Leute schnell Freundschaft geschlossen, weil sie beide den einen Herrn Jesum lieb hatten, und haben sich erzählt, wie sie der liebe Gott im bisherigen Leben geführt hatte.

#### 2. Spangenberg's Jugend.

August Gottlieb Spangenberg — so lautet der volle Name des Mannes — so lautet der

undzwanzigjähriger Jüngling, denn er war am 15. Juli 1704 geboren. Sein Vater stand als Pfarrer in Klettenberg am Harz. Er entstammte einem uralten Welsagehlecht, das seinen Namen von der Stammburg Spangenberg in Hessen (unweit Kassel) entlehnt hat. Der Knabe verwaiste frühzeitig, denn schon in seinem zweiten Lebensjahre starb ihm die Mutter, im zehnten Jahre der Vater. Beide Eltern aber hatten ihr Kind ernst und christlich erzogen. Die Mutter wies ihre vier Söhne, von denen August der jüngste war, beständig auf den Heiland hin, und der Vater, der in jenen glaubensarmen Zeiten sich nicht scheute, öffentlich von der Kanzel herab das wahre Evangelium zu verkündigen, fiel oft in seinem Studierzimmer mit den Söhnen

auf die Kniee und befahl sie dem treuen Gott, Gottes Barmherzigkeit aber vor allem dankt es Spangenberg in seinem späteren Leben, daß er „von vielen Sünden mit verborgener Hand abgehalten worden sei.“ Er schreibt in der Darstellung seines Lebenslaufs: „Gott ging mir nach, wie man es sich vorstellen kann, daß eine Mutter ihrem Kinde, das ins Wasser oder ins Feuer läuft oder schon im Wasser oder im Feuer liegt, nachlaufen mag. Das bewog mich zu ernstlichen Vorsätzen, mein Leben zu bessern, vom Bösen abzulassen und dem Guten nachzujagen. Ich nahm mir z. B. vor, ich wollte von nun an immer beten, wo ich ginge und stände, ich möchte allein oder bei anderen sein, und vor einem jeden unnützen Worte wollte ich mich hüten. Daß ich solches aus eigener Macht nicht tun konnte, das wußte ich wohl. Daher bat ich Gott um Kraft dazu. Und ich kann mich erinnern, daß ich einmal auch im Schlaf eine ganze Nacht im brünstigen Gebet zugebracht habe. Das ging denn zuweilen zwei bis drei Nächte, wohl auch zwei bis drei Wochen so fort. Dann aber vergaß ich mich wieder, kam aus dem Beten heraus und in unnütze Reden hinein. Da ließ ich den Mut sinken und geriet zugleich in andere Sünden. Nach einer Weile erneuerten sich meine guten Vorsätze, ich blieb aber doch bald wieder damit stecken. Keinen einzigen Menschen kannte ich, der mir einen guten Rat hätte geben können. O, wie glücklich sind die Kinder und Knaben, die, wenn sie es mit dem Kampf mit der Sünde ernst nehmen, gleich auf Jesum Christum hingewiesen werden, treuen Unterricht genießen und

nicht glauben, daß sie die Sünde aus eigener Kraft zu überwinden imstande wären.“

In der Zeit, in der er mit diesen inneren Kämpfen wider die Sünde zu tun hatte, befand sich Spangenberg auf dem Gymnasium zu Kfeld, wohin ihn ein Oheim nach des Vaters Tode gebracht hatte. Dann bezog er als achtzehnjähriger Jüngling die Hochschule in Jena.

Es war eine Fügung Gottes, daß Spangenberg gerade diese Universität beziehen mußte. Auf keiner anderen hätte er sich in geeigneterer Weise vorbereiten können auf die Lebensarbeit, die der Herr ihm zugebacht hatte. Hier nämlich fand er gläubige Lehrer, wie den Doktor Buddens, der den Verwaisten in sein Haus aufnahm und bis zu seinem Tode 1739 an seiner Tafel speisen ließ. Hier kam der erste Jüngling auch hinein in die Zeit einer großen Erweckung, die viele Studenten ergriffen hatte. Wie wohl fühlte er sich bald in ihrer Mitte! Ja wie bald stand er an der Spitze der Bewegung, nahm Abschied von seinen früheren Freundestreifen und fand neue hochwillkommene Bekannte, die ihn von Herzen gern in ihre Mitte aufnahmen und ihre Herzen ihm zuweigten. Da zog das volle Glück eines Kindes Gottes in sein Herz, und Spangenberg gelobte dem Herrn treu anzuhören und den Dienst des Herrn sein ganzes Leben zu weihen.

Anfangs hatte er Rechtswissenschaft studieren wollen, durch den Umgang und die Vorlesungen des Professors Buddens aber war er derart von der Gottesgelehrtheit angezogen worden, daß er nur immer tiefer in das Verständnis der heiligen Schrift einzudringen bestrbt war, um dadurch für den Dienst des Herrn brauchbar zu werden. Von da an faßte er eine große Liebe zur Bibel. Diese hat denn auch bis an sein Lebensende seinen täglichen Lesestoff gebildet und war die Quelle seiner Kraft.

Das war der gelehrte Mann, mit dem jener Herrnhuter Bruder in Jena zusammentraf.

O, wie wird beiden das Herz aufgegangen sein, als sie mit einander von Gott und Gottes Wort, von Herrnhut und seinen Gründern, dem frommen Grafen Jenzendorf und den mächtigen Auswanderern sprachen! Und was dieser Herrnhuter ihm erzählte, das erfuhr er noch vollständiger durch den Grafen selbst, der im November des gleichen Jahres ebenfalls nach Jena



Bischof A. G. Spangenberg.

kam. Im Hause des Professors Widdens hielt er eine eindringliche Rede; und nachdem er geendet, gelobten ihm die anwesenden Studenten mit Hand und Mund, Jesu treu nachzufolgen zu wollen. Und Spangenberg schloß sich ihnen von Herzen an.

### 3. Im Dienste des Herrn.

Durch die Erzählungen von den Herrnhuter Brüdern, die bereits damals anfangen, durch ganz Deutschland zu ziehen, um unter all den Leuten, die den Herrn Jesus lieb hatten, Gottes Wort zu verkündigen, wurden auch Spangenberg und andere Studenten angeregt, etwas für den Herrn zu tun. Zunächst tat dies Spangenberg im engsten Kreise. Er hatte sich den Titel eines Magisters, d. h. eines angehenden Professors, erworben und hielt nun auch Vorlesungen. Zu diesen wies er die Studenten auf Christus hin. Er begann aber auch im Verein mit seinen Schülern eine Arbeit an der Jugend Jenas.

Für arme Kinder richtete er eine Schule ein, in denen er und seine Gehilfen unentgeltlich Unterricht erteilten. Weiter predigte er viel in der Stadt und in deren Umgegend. Nachdem der Graf Zinzendorf und andere Herrnhuter (1728 und 1729) mehrfach in Jena besucht hatten, schlossen sich etwa 100 Studenten zu einem christlichen Verein zusammen; und aus dem Kreise der jungen Männer ist später manch ein Prediger der Brüdergemeine hervorgegangen,

der unter Christen und auch unter Heiden treu gewirkt hat. Nur bekräftigt wurde Spangenberg und diese seine Freunde in dem Verlangen, dem Herrn zu dienen, durch einen Besuch, den er (1730) selbst in Herrnhut ausführte. Überwältigende Eindrücke empfing er dort von dem Glaubensmut und dem Dienstesifer für den Herrn, den er bei alt und jung, bei Brüdern und Schwestern fand. Eine der letzteren sagte ihm: „Bruder, wenn du einmal verfolgt und gefangen wirst, so stehe fest und weiche nicht. Ich habe mit meiner Mutter in Währen achtzehn Monate gefangen gesessen, da kamen die Katholiken (Jesuiten) und sagten, wenn wir sie nur anhören wollten, so sollten wir ein besseres Quartier kriegen. Da dachten wir: „Anhören wollen wir sie wohl, aber glauben dann doch, was wir wollen.“ Und was war's? Wir taten es und bekamen eine bessere Wohnung, aber von Stund an war der Friede Gottes von uns gewichen. Darum weiche nicht von deinem Gott!“

Im Jahre 1732 erhielt Spangenberg eine Berufung zu einer neuen Tätigkeit. Verschiedene Aemter waren dem begabten Mann schon angeboten worden, z. B. hatte ihn der dänische König auf Zinzendorfs Vorschlag als Professor in Kopenhagen anstellen wollen, aber Spangenberg zog vor, in Jena zu bleiben, weil er dort an armen Leuten arbeiten konnte, die ihm nichts bezahlten. Fest aber wollte man ihn als Professor und Mitdirektor des Waisenhauses in Halle haben, und dahin gieng er. Es war dies jene Anstalt für arme Kinder, die der fromme Professor A. Hermann Francke gegründet hatte und mit der eine Lateinschule verbunden war, in der der Graf Zinzendorf einst erzogen ward. Spangenberg's Aufenthalt hier dauerte aber nur ein halbes Jahr. Allerdings Meinungsverschiedenheiten mit seinen Mitarbeitern über das, was er an der Universität zu lehren hatte, erschwerten ihm die Arbeit; und so mußte er froh sein, daß er Halle bald wieder verlassen konnte.

Am Tag vor Ostern des Jahres 1733 nachmittags ein Uhr begleitete ihn eine große Schar von Studenten und Freunden zum Stadttore hinaus. Wohin aber sollte er sich nun wenden?

### 4. Einzug in Herrnhut.

Sobald der Graf Zinzendorf hörte, daß Spangenberg aus seinem Amt ausgetreten war, bat er ihn dringend, sein Mitarbeiter zu werden und nach Herrnhut zu ziehen. Hier gab es



Letzter Versammlungsaal und Predigerwohnung.

Arbeit für den Herrn genug.

Die erst vor reichlich zehn Jahren am Hutberg gegründete Auswanderer-Kolonie war bereits schön aufgeblüht, man hatte ihr ein köstliches Aussehen gegeben, und bereits 600 Einwohner hatten sich angebauet.

Aber es stand nun nicht im Sinn dieser Leute, sich hier zur Ruhe zu setzen und die Hände in den Schoß zu legen. Abgesehen davon, daß sie zur Gewinnung ihres Lebensunterhaltes an Ort und Stelle, auf dem noch unbedauten Landstrich hart arbeiten mußten, trieb sie vor allem die Dankbarkeit gegen ihren Gott und Vater im Himmel, als dessen Kinder sie sich unendlich glücklich fühlten, und die Liebe zum Heiland, der am Kreuz für sie gestorben war, bald hierhin, bald dorthin, um auch anderen Menschen von der Seligkeit eines Christen zu erzählen. Eben dies hatte sie ja auch nach Jena geführt. Sie pilgerten durch ganz Deutschland, sie wanderten auch nach Böhmen und Währen, ja es war ihnen im Jahre 1731 das

Wort des Heilandes „Gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu meinen Jüngern“ so recht deutlich geworden als ein Befehl, der auch an sie gerichtet sei. So war es geschehen, daß im August 1732 und im Januar 1733 die ersten Heidenboten ausgezogen waren zu den Negerklaven in Westindien und zu den Grönländern hoch im Norden Amerikas.

Wenige Monate später und zwar im Frühjahr 1733 kam nun Spangenberg tatsächlich dem Wunsche des Grafen Zinzendorf nach und hielt Einzug in Herrnhut; Spangenberg, der Main, den wir schon als einen sehr arbeitsamen Knecht gelernt haben und von dem uns erzählt wird, daß „sein Eifer, dem Herrn zu dienen, durch schwierige Aufgaben, durch Leiden und Ungemach nur brennender geworden war.“

Wie konnte es anders sein, als daß dieser Mann sehr bald in die große Arbeit der Verkündigung des Evangeliums in aller Welt mit hineingezogen wurde?

### 5. Wie Spangenberg auf die Mission kam.

Es war an einem schönen Augustmorgen desselben Jahres, daß der ehemalige gelehrte Hochschullehrer mit einer Anzahl Herrnhuter Geschwister (vier Ehepaaren und zehn unehelichen Brüdern) auf der Landstraße von Herrnhut auszog. Die Gesellschaft war nach der Insel St. Croix in Westindien bestimmt, und Spangenberg sollte sie bis Kopenhagen begleiten. Wie die ersten Missionare alle wanderten auch sie so weit wie möglich zu Fuß. Wo sie zu gläubigen Christen kamen, wurden sie freundlich aufgenommen. Um zu sparen, nahmen sie mit den bescheidensten Nachtlagern in Scheunen und Ställen vorlieb und empfanden es nur um so dankbarer, wenn ihnen gute Leute eine bessere Unterkunft bereiteten. So war in einem Orte ein Soldat von der Abend-Unterhaltung mit den Brüdern so ergriffen worden und hatte sie so lieb gewonnen, daß er mit dem Hauswirt eine schöne Streu zurecht machte, Kopfkissen für sie zusammentrug und ihnen einen Rod als Decke verschaffte, damit sie ja gut schlafen sollten. In Stettin küßten sich die Geschwister ganz wohl, obgleich sie nur auf einem Hausboden unterkamen. Sie fanden durch Besuche bei ernsten Christen auch hier bald gute Freunde, ja, einige hier wohnende Studenten faßten eine solche Zuneigung zu Spangenberg, daß sie ihm am liebsten ihre Augen, d. h. das Wertvollste, was sie besaßen, gegeben hätten. Auch auf der Seefahrt ruhte die Arbeit nicht. Auf Wunsch der Schiffleute hielt Spangenberg ihnen Predigten. Und in Kopenhagen erfüllte er seine Hauptaufgabe. Die Herrnhuter Geschwister hatten sich erboten, als Arbeiter auf der Plantage des Kammerherrn von Pleß in St. Croix Dienste zu tun, übrigens nur, um dabei den Regern Gottes Wort verkündigen zu können. Spangen-

berg hatte deshalb allerhand Unterhandlungen mit den dänischen Behörden zu führen. Dann gingen die Geschwister am 12. November zu Schiff. Aber ach, sie hatten eine entsetzlich lange Reise, mußten nämlich in Norwegen überwintern und kamen erst nach 27 Wochen, also nach einem reichlichen halben Jahre am 11. Juni 1734 in Westindien an.

Mitte November finden wir Spangenberg in Holland. Auch dieses europäische Land besaß damals reiche Kolonien. Eine derselben war Suriname in Süd-Amerika. Die Brüder dachten: Warum sollen wir nicht auch nach Suriname gehen und den dort wohnenden Heiden das Evangelium verkündigen? Daher war Spangenberg gebeten worden, mit den Behörden darüber zu verhandeln. Er erlangte volle Zusicherung seiner Wünsche; die Brüder erhielten freie Überfahrt, brauchten keine Kriegsdienste zu tun und durften ganz selbständige Gemeinden gründen. Nachdem man ihnen auf solche Weise entgegengekommen war, setzten einige Monate später die ersten drei Herrnhuter Missionare nach Suriname ab.

Von Holland reiste Spangenberg nach London. In einem Kaffeehause fand er Unterkunft. Auch hier galt es Auseinandersetzungen mit der Regierung. Diese suchte tüchtige Ansiedler für ihre neue Kolonie Georgien, eine Landschaft im Südosten der heutigen Vereinigten Staaten. Wieder hatten sich Brüder bereit erklärt, auch dorthin zu ziehen. Und diesmal sollte nun Spangenberg mit ihnen die neue Welt betreten. Nicht aber nur die Ansiedelung, nein, der Beginn einer Mission unter den Indianern in den Urwäldern Amerikas, das schwebte ihm als Hauptfache dabei vor. Ein Heidenbote zu werden, war ja sein Wunsch schon seit Jahren. Und so gab er sich denn im Februar 1735 mit einer Anzahl Brüdern aus Herrnhut an Bord eines Schiffes, das um Otern in Georgien anlangte. — So kam Spangenberg auf die Mission und hat derselben über zwanzig Jahre lang in Amerika und in leitender Stellung bis an sein Lebensende im Jahre 1792 in Deutschland und England gedient.

Was Spangenberg auf dem Missionsfelde gearbeitet und erlebt hat, erzählt ein Bischen, das demächst in Herrnhut erscheint: „**Bischof Spangenberg im Dienste der Mission**“ (Illustrierte Jugendschriften Nr. 7), Preis 10 Pfennig.

### Kästel.

Das ganze Wort ist alt — Geföpft ist es gesund, —  
Nochmals geföpft ist's kalt — Und ohne Fuß ist's rund.  
Th. C. v. C.

W. 5.05 für Deutsch-Ostafrika, in der Sonntagschule im Brädersaal in Potsdam gesammelt, durch Herrn Pastor Polchun, datelnd.

Darunter erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 28 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. M. 1.66, 10 Expl. M. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Wedler, unter Mitwirkung von Prediger B. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdem nur mit Erlaubnis des Verlags gefasst.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8.

August 1904.

5. Jahrgang.

### Waisenflege in Suriname.

#### 1. Wie sorgt unsere Mission für Waisen?

Leben dir Vater und Mutter noch, dann danke Gott und freue dich, denn wenn Kinder Waisen sind, dann müssen sie sich oft eine bedauerliche Behandlung gefallen lassen und werden vielfach nach Leib und Seele nur ungenügend gepflegt. Da wird nicht jedes ein Stanley, der es schließlich zum größten Afrikaforscher gebracht hat, und nicht jedes ein Gneisenau, der, den Feldmarschallstab in der Hand, ganze Heere des Feindes zu Haaren trieb. Und doch, in den geordneten christlichen Staaten kümmert sich meist doch irgend jemand um die armen Burschen und Mädchen, die keine Eltern mehr haben. Da gibt es auch Waisenhäuser, in denen solche Kinder gemeinsam ein leidlich angenehmes Leben führen.

Wie aber in heidnischen Ländern?! Selbst da, wo die Mission schon lange arbeitet, hat man es doch noch nicht so schnell zu einem Waisenhause gebracht. So z. B. in Suriname in Südamerika. Dort wünschten unsere Missionare nichts sehnlicher, als eine solche Anstalt, in der all die armen eltern- und heimatlosen Kinder ein Unterkommen fänden, gut versorgt wären und eine christliche Erziehung genössen. In manchen Fällen lebt entweder der Vater oder die Mutter des Kindes noch, aber auch diese können oder wollen sich um die Kleinen nicht kümmern. Es bleibt der Wohltätigkeit einzelner sowie der Kirchen, der

Brüderkirche wie der lutherischen, reformierten und latholischen Kirche überlassen, für die Kinder zu sorgen. Die holländische Regierung gibt ihnen Geld, und die Mission legt noch manche hundert Mark hinzu, und dadurch wird es ermöglicht, daß eine große Anzahl Knaben und Mädchen für Geld in Negerfamilien untergebracht werden kann. Die Mission der Brüdergemeine zählt bei weitem die meisten Anhänger im Lande, es gehört zu ihr etwa die Hälfte der 60000 Einwohner Surinames. Daher ist auch die Zahl der Waisenkinder, für die sie sorgt, sehr groß. Sie betrug z. B. im Jahr 1898 267, von denen wenigstens 50 völlig verwaißt waren. Damit aber die Negerfamilien, in denen die Waisen untergebracht sind, nicht willkürlich schalten und walten, sondern die Kinder sorgfältig verpflegen, zu häuslicher Arbeit in verständiger Weise anleiten, ihren Kirchen- und Schulbesuch gut überwachen und sie, soweit sie es vermögen, christlich erziehen, ist ein Missionar mit der Aufgabe betraut, die Pflegeeltern der Waisenkinder öfters zu besuchen und ein Auge auf sie zu haben, damit sie ihre Pfleglinge gut halten.

Da sich aber die Neger in vielen Fällen unfähig erweisen, eine geregelte Kindererziehung nach christlichen Grundsätzen zu handhaben, schon bei ihren eigenen, geschweige denn bei fremden Kindern, so kommt es vor, daß trotz aller Aufsicht manche Kinder durch verkehrte Behandlung statt besser schlechter, ja oft ganz verdorben werden. Aus diesem Grunde

entschlossen sich Geschwister Paul Hellström, denen während ihres Aufenthaltes in Paramaribo die Pflege für die Waisenkinder oblag, nach und nach mehrere Knaben in ihr Haus aufzunehmen, um sie aus ihrem verwahrlosten Zustande emporzuheben und christlich zu erziehen. Eine leichte Aufgabe war das nicht. Die Not aber und die christliche Liebe trieb dazu. Und der Herr, unser Heiland, der gesprochen hat: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf (Matth. 18.),“ der wird es ihnen lohnen; ja er hat sie bereits manche Freude an den Kindern erleben lassen. Jetzt wohnen Geschwister Hellström in Domburg, nicht mehr in der Hauptstadt Paramaribo. Von dort hat uns Schwester Hellström einen Brief geschickt, in dem sie von den sechs Kindern, die in ihrem Hause wohnen, allerhand erzählt. Aus demselben hören wir weit den Anfang. Und zugleich schickte Bruder Hellström das Bild mit, das wir hiermit weitergeben. Es stellt drei ihrer Waisenknaben dar, links Theodor, in der Mitte Johann und rechts Louis. Sie stehen an der Seite des Domburger Missionshauses inmitten der Pracht eines Surinamer Gartens. Von ihnen hören wir in dem Briefe.

## 2. Sechs Waisenkinder in der Pflege der Geschwister Paul Hellström in Domburg.

Schwester Hellström schreibt: Liebe Kinder!

Schon wiederholt bin ich aufgefordert worden, etwas von unsern Waisenjungen zu erzählen; aber bis jetzt hielt mich immer der Gebante ab, daß ihr doch gern nur erfreuliche Dinge hören möchtet. Wenn ich aber die Wahrheit sagen soll, so kann ich nicht lauter Gutes berichten. Doch ich denke, wenn ihr wüßtet, in welch traurigen Verhältnissen viele, ja die meisten der Kinder aufwachsen, die wir zu versorgen haben, dann würdet ihr unsere Knaben nicht so scharf beurteilen, jedenfalls aber würdet ihr noch dankbarer dafür sein, daß euch der liebe Gott christliche Eltern geschenkt und sie euch auch erhalten hat. Sollte der liebe Gott auch einem oder dem anderen von euch Vater oder Mutter genommen haben, so wird es doch wenige geben, die so völlig verwaist sind, wie es hier bei vielen Kindern der Fall ist.

Als Kind lernte ich in der Sonntags-Schule einen Vers:

Warum bin ich kein Neger,  
Und kein Palantiu-Träger,  
Kein Hindu und kein Mohr?  
Warum hand meine Wiege,  
Mein Bett, darin ich liege  
So nahe bei dem Kirchenthor?

Und die Antwort mußte sein: Weil der liebe Gott so gnädig war, mich nicht als Kind heidnischer Eltern, sondern in einem christlichen Elternhause geboren werden zu lassen. Damals verstand ich den Vers nicht, ich konnte mir die Wiege und das Bett nicht recht mit dem Kirchenthor zusammen reimen.

Hier lerne ich ihn verstehen. Gibt es aber jetzt auch schon hier eine schöne Anzahl Kirchen, so daß vielleicht das liebe Gotteshaus nicht mehr so entfernt vom Geburtsort der Negerkinder steht, so ist doch die ganze Erziehung und Behandlung der armen, schwarzen Kinder hierzulande eine solche, daß man oft daran zweifeln möchte, ob es wirklich christliche Eltern oder Erzieher sind, die sie so behandeln können; man darf sich dann nicht über die Früchte solcher Erziehung wundern.

So hört was ich euch zu erzählen habe:

Der erste unser Waisenjungen war Johann, ein damals neunjähriger, niedlicher Bursche, der auch als still und artig in der Schule bekannt war. Er hatte schon damals weder Vater noch Mutter, eine entfernte Verwandte hatte ihn aufgenommen. Eines Abends erklärte ihm diese, er könne gehen, wohin er wolle, sie wolle ihn nicht mehr bei sich haben. Überlegt euch einmal, wie euch da zu Mute wäre, wenn ihr so auf die Straße gesetzt würdet? Der arme Junge wußte nicht was tun. Er kam zu uns, den Waiseneltern, und klagte seine Not. Den eigentlichen Grund, weshalb ihn die Tante auswies, weiß ich nicht mehr genau, ich glaube, er hatte einen Teller oder eine Schüssel zerbrochen. Ein derartiges Mißgeschick ist in den Augen unser Neger viel schlimmer als z. B. eine Lüge. Das war der Grund, daß wir den Jungen bei uns aufnahmen, und da es ja hier weder ein Waisen- noch ein Rettungshaus gibt, blieb er bei uns. Er ging den Tag über in die Schule und war in der übrigen Zeit unter unser Aufsicht. Dieser Bursche hat uns am wenigsten zu Klagen Anlaß gegeben. Er hat uns nie so belogen, wie andere es getan, und auch nie etwas genommen, was ihm nicht gehörte. Er ist ein frommes Kind, das nie sein Morgen- und Abendgebet vergißt.

Als zweiter wurde uns eines Morgens ein sehr dürftiges und sehr schmutziges Bürschchen von etwa acht Jahren zugebracht, Louis, dem ebenfalls Vater und Mutter in früher Jugend gestorben waren. Er lebte bis daher bei einem Onkel, der sich jedoch in keiner Weise seiner annahm. Das sah man dem Bürschen aus dem ersten Blick an. Louis hatte sich schließlich von dem Gelde, welches er zu Einkäufen erhielt, Ez- oder Raschwaren gekauft und das mit anderen Kameraden verzehrt und wagte sich deshalb nicht mehr nach Hause. Schon mehrere Nächte hatte er unter den Galerien verschiedener Häuser geschlafen. Zunächst mußte bei ihm eine gründliche Reinigung vorgenommen werden; und tatsächlich brauchte es drei bis vier Becken Wassers, das jedesmal schwarz wurde, bis er ein etwas menschliches Aussehen annahm. Dann mußte dem Jungen noch sein vollständig verfilztes Wollhaar, das kaum eine Schere durchließ, abgehoren und der Kopf von vielen unfehrwilligen Cymwohnern befreit werden. Auch Louis' Anzug war nach dem Waschen kaum wieder zu erkennen. Nun, nachdem er über sechs Jahre bei uns ist, ist er nicht mehr ganz so schlimm, jedoch läßt

sein Reinlichkeitsgefühl noch immer viel zu wünschen übrig. Bei ihm fiel uns schon oft seine Unwahrheit schwer aufs Gemüt. Er kann einem ohne Überlegung und ohne Erröten die größte Lüge ins Gesicht sagen und muß deshalb, — ich denke an den Vers, — taum je, seit er in der Wiege lag, zum Reden der Wahrheit angehalten worden sein. Was aus ihm werden soll? — er ist inzwischen fünfzehn Jahre alt geworden, — das macht uns rechte Sorge, denn er zeigt auch sehr wenig Geschick in den Händen. Er arbeitet alles mit der linken Hand, die jedoch nicht, wie bei manchen anderen durch Übung fast dieselbe Geschicklichkeit wie die rechte erhalten hat, nein, im Gegenteil: was er anfaßt, ist täppisch.

Das dritte Kind, Theodorus, zählte wohl nicht viel über sieben Jahre, als wir ihn aufnahmen. Er sollte eigentlich die Schule besuchen, was er aber nicht tat; und seine Tante, bei der er wohnte, seit er Vater und Mutter verloren, erklärte dem Waisenvater auf seine Frage, warum er nicht zur Schule ginge, er sei immer krank. Er mußte darum auf ihre Anweisung stets, wenn er sich beim Waisenvater zeigte, ein dickes Tuch um den Hals binden. Das war jedoch nur Lug und Trug, denn Theodorus ist ein ganz gesunder Junge. Das zeigte sich, nachdem wir ihn zu uns genommen hatten; er ist noch nie eigentlich krank gewesen. Nun sagt, liebe Kinder, ist das eine Erziehung, wie ihr sie genießt? Wäre so etwas auch nur annähernd bei euch denkbar?

So hatten wir denn eine ganze Zeit lang nur diese drei Knaben, Johann, Louis und Theodorus. Dann aber wurden wir gebeten, noch weitere ins Haus zu nehmen.

Schluß folgt.

### Wie wunderbar der Herr einen Australneger geführt hat.

Die Ureinwohner von Australien, die Papuas, schwarzbraune, häßliche Leute, gehören in die niedrigste Menschenklasse. Sie führen ein armseliges Wander-

leben. Sie zu ordentlichen Menschen oder gar zu Christen zu machen, ist, menschlich gesprochen, fast nicht möglich. So dachten auch die weißen Einwanderer. Sie haben möglichst dafür gesorgt, diese elenden Geschöpfe aus der Welt zu schaffen, um ihnen ungestört ihr Land nehmen zu können. Wie wilde Tiere hat man sie zusammengeschoffen oder vergiftet, so daß es jetzt nur noch wenige Australneger gibt, ja bald keine mehr geben wird. Aber auch für diese verkommensten Menschen ist der Heiland da, und daß auch sie sein Wort verstehen und aufnehmen können und dadurch andere, bessere Menschen werden, das bezeugen uns die Missionare, die sich dieser

Verachtetsten erbarmt haben. Auch die Brüdergemeine unterhält Missionsstationen im Süden wie im Norden des australischen Festlandes. Von den ersteren, welche die Namen Ebenezer und Namahyuck tragen, ist nur noch Namahyuck voll in Verwaltung unserer Mission und zwar des greisen Missionars Dagenauer, Ebenezer ist in die Hände der Regierung übergegangen, weil die Schwarzen fast ausgestorben und die noch lebenden alle getauft sind. Daß aber die Arbeit der Mission an diesen armen Australiern nicht vergeblich ist, beweist folgende Geschichte:

Es war ein merkwürdiger Weg, auf dem

der Herr den vor kurzem heimgegangenen Papua Robert erst auf die Missionsstation und dann in die christliche Gemeinde geführt hat. Als dieser Mann noch Kind war und in seiner Mutter Armen lag, wurde im Jahre 1859 fast der ganze Stamm, zu dem er gehörte, vernichtet. Die Mutter floh mit dem Kind in einem Kindentahn den Fluß Fitzroy hinab. In der Nähe von Nothampton hielt ein irischer Soldat das Fahrzeug an. Der aber bemerkte, daß die Mutter eine Schußwunde in der Herzgegend hatte und der Kleine nur noch an der toten Mutter Brust hing. Er war menschlich genug, die Tote zu beerdigen und den Knaben zu sich zu nehmen, ja er nahm ihn als sein Kind an und führte ihn mit sich nach Melbourne. Als bald darauf das englische Militär Befehl zur Rückkehr nach England erhielt, wollte der



Drei Waisenkneben Surinames: Theodorus, Johann, Louis.

irische Soldat das Kind aufs Schiff durchschmuggeln. Es wurde aber entdeckt und ihm begehrlicher Weise nicht gestattet, den Kleinen mitzunehmen. Da erbot sich nun eine Dame, und zwar niemand geringeres, als die Schwester des Offiziers, sich des Knaben anzunehmen. Sie tat für ihn, was nur in ihren Kräften stand, und als sie später selbst mit ihrem Mann und ihrer Familie nach England übersiedeln mußte, übergab sie den Knaben unserer Missionsstation Namahyul. Dort wachte man sorgfältig über seiner Erziehung, ja der Knabe empfing Unterweisung im Christentum und konnte getauft und in die Gemeinde aufgenommen werden. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Namen Robert. Zehn Jahre war der Knabe alt geworden, da ereignete sich wieder etwas Wunderbares. Der irische Soldat hatte seinen Abschied aus der Armee erhalten und war nun nach Vittoria zurückgekommen, um hier in Namahyul nach seinem Pflegesohn zu sehen. Dies Zusammentreffen gestaltete sich zu einer ergreifenden Szene. Und nur, weil der Soldat den Knaben in bester Obhut wußte, nahm er ihn nicht mit sich. Bald darauf starb der freundliche Mann, voll Freude, daß er noch einmal seinen schwarzen Freund gesehen hatte. Und jetzt, nach vielen Jahren, im Herbst 1902, durfte auch Robert eingehen in die ewige Ruhe.

### Unsere Ostafrika-Reisenden in Dar es Salaam.

Mittwoch der 25. Mai, sagen wir der vierte Pfingstfeiertag, war für unsere Ostafrikareisenden ein fröhlicher Tag. Denki euch, da trafen drei ReisegeSELLSCHAFTEN in Dar es Salaam, der Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas zusammen. Geschwister Konrad Meier mit ihrem Kindchen und der kleinen Hanna Stern waren aus dem Innern Afrikas nach einer langen beschwerlichen Reise angekommen, um nach Deutschland zu reisen; zu ihnen stießen drei frische Jünglinge, die Brüder Seibt, Hartmann und Neumann, der erste aus Kleinwella und Ebersdorf, der zweite aus Niesitz, der dritte aus Herrnhut kommend, die denselben Weg ins Innere des Landes antreten wollten; und nun — als sie sich gerade ans Packen ihrer Sachen machten — da piff wieder ein Dampfschiff, und siehe da, es hat die Postflagge gehißt, es ist also der deutsche „Kanzler“ mit einer neuen Gesellschaft von Missionaren. Sofort stürzt Bruder Seibt an den Strand und winkt und winkt, und richtig, es wird erwidert. Ein Boot wird zurecht gemacht, und mit den anderen Brüdern rudert er zum Dampfer. Die Schiffstreppe wird erklimmt, an Bord Umschau gehalten und wirklich, da stehen Ge-

schwister Kretschmer, Bruder Adami und Schwester Kohnsmund. Freude steht auf allen Gesichtern zu lesen. Am Nachmittag kamen alle ans Land. Gab das gemüthliche Stunden! Im Berliner Missionshaus war man vortrefflich aufgehoben. Auch Tags darauf konnte man beisammen sein. Dann fuhr der Dampfer wieder weiter. Die letztgenannten Reisenden zogen nach Kilwa, einer südlichen Hafenstadt, um von dort aus die Karawanenreise nach dem Nyassa anzutreten, die drei Brüder aber fertigten ihre Träger nach Kitunda mitten in Deutsch-Ostafrika ab. War das ein Bild! 124 Mann, in eine Kette gestellt, wurden erst abgezählt, ob sie alle zur Stelle seien. Dann erhielten sie ihre Lasten und den Lohn. Sie brauchen für ihr Essen an einem Tage nur acht bis neun Pfennige. Wie die Wilden stürzten sie auf ihr Gepäck los, vor lauter Freude, daß es nun endlich losging. Ein fürchterliches Drängen und Schreien. Oft mußte derb nachgeholfen werden, um Ordnung zu schaffen. Als dann der Strick um die Last gebunden und sie auf den Kopf gehoben, auch der Lohn in Empfang genommen war, da zogen sie fröhlich singend ab. Tags darauf folgten die Brüder auf ihren Feln nach, Bruder Meier begleitete sie noch bis zum ersten Lagerplatz. Bruder Hartmann gibt den Reisemarschall und Arzt ab. Täglich hat er Wunden zu verbinden oder den Eingeborenen, die infolge ihres übermäßigen Essens viel über Schmerzen im Leib zu klagen haben, Rat und Hilfe zu erteilen. Bruder Neumann ist der Jäger und schießt oft einen guten Braten, den dann Bruder Seibt als Koch auf den Küchenszettel setzt. Oft werden sie noch an den schönen Aufenthalt in Dar es Salaam denken; z. B. wenn sie wilde Tiere sehen, an die zwei Offiziere, die sich einen jungen Leopard hielten und mit ihm, wie mit einem Hunde an der Leine spazieren gingen. Gott behüte die Reisenden alle!

Das Bild auf Seite 27 zeigt das erste Versammlungshaus in Herrnhut.

### Käsef.

Bekommt die erste Silbe den Ton, — So nennt das Wort einen Königssohn, — Des Schuld einst die eigene Vaterstadt — In Schutt und Trümmer verwandelt hat. — Betonst du die zweite Silbe jedoch, — So ist eine stolze Stadt heut noch, — Von der uns Deutschen viel Schmach geschieht, — Doch die auch Deutschlands Größe gesehn.

Einige Schülerinnen der Berliner Mädchenschule.

Eine Schachtel mit Stanniol, gesammelt von den Kindern der Sonntagschule des blauen Kreuzes in Görlik; eine zweite von Kindern der Geschwister Bau, Berthelsdorf; eine dritte von Charlotte und Hans, Kinder des Barons von Evesfart, Lemberg. — 75 Pf. in der letzten Krankheit für die Mission gesammelt von Eif. Müller, Remwid.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 26 Pf. Porto extra. So kostet 1 Epl. mit Porto 66 Pf., 5 Epl. M. 1.66, 10 Epl. M. 3.10 uim., 20 Epl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Becker, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9.

September 1904.

5. Jahrgang.

### Eine stattliche Missionsflottille

gäbe es, wenn wir alle der Mission der Brüdergemeine gehörigen und ihren Missionaren dienenden Schiffe und Schiffchen zusammenbringen könnten und Parade halten läßen. Von dem Dampfer „Harmony“, der alljährlich von England nach Labrador fährt, erzählten wir im vorigen Jahre. Im Juni 1902 betrachteten wir das Boot unserer australischen Station Mapoon (sprich Mapunn), das den Namen des verstorbenen Missionars „J. G. Ward“ trägt. In Suriname besitzt unsere Mission eine ganze Anzahl Fahrzeuge, da man dort nur auf den Flüssen von einem Ort zum anderen gelangen kann. Auch in Labrador, in Alaska, auf der Moskitoküste und in Westindien müssen unsere Missionare Boote haben, um kleinere und größere Reisen zu unternehmen.

Seit zeigen sich uns zwei Labradorboote und ein kleiner westindischer Segler. Agnes, Sybil und Dottie sind ihre Namen. Hören wir ein wenig von ihnen!

### 1. Agnes

hieß schon lange ein Boot, das zum Eigentum der Station Mattovik in Labrador gehörte. Diese Agnes war aber alt geworden, freilich noch längst nicht so alt, wie manche menschliche Trägerin dieses schönen Namens, sie hatte aber schon viel durchgemacht in ihrem gefährvollen Leben, mehr wohl, als andere Agnes; da konnte man es ihr nicht verübeln, daß ihr Kleid gelitten hatte und ihr Atem schwach geworden war. Ausgebessert hatte Bruder Jannasch genug an ihr, mehr konnte man nicht tun. Da war es lohnender, eine neue Agnes zu bauen. Und der kühne, geschickte Br. Jannasch, ein wahrer Tausendfüßler, machte sich mutig ans Werk. Ein



Agnes, Missionsboot in Mattovik (Labrador).

wenig schwül wurde es ja selbst diesem erfahrenen Praktikus, als er nun erst das Modell des Schiffchens, dann das Holzwerk, ferner das Eisenzeug, weiter die Segel und endlich die ganze innere Einrichtung, die stajüte mit Sofa, Tisch und Schrank — alles, alles selbst ausdenken und anfertigen mußte. Aber der

liebe Gott schenkte ihm bald nach dem Anfang der Arbeit die Stärkung seines Mutes und Glaubens, daß ihn ein Kapitän besuchte, der nicht nur ein Kapitän war wie tausend andere, die eben nur ihr Fahrzeug zu lenken und zu leiten vertrieben, nein, dieser Herr war früher Schiffsingenieur, Schiffsbauer gewesen, verstand sich also auf dies Handwerk aus dem ff. Dieser Mann nun untersuchte die Zeichnung und die ganze Arbeit, soweit sie fertig gestellt war, den Rumpf, die Wölbung und was weiß ich mehr, und siehe da, er fand alles sehr gut. Das war eine Freude für den Missionar. Beim Bau leistete ihm der Stationsgehilfe Mitchell, ein in Holz- und Schmiedearbeiten sehr tüchtiger Mann, vortreffliche Hilfe. Und nun ist die Agnes schon zwei Jahre lang fertig und hat ihre Probefahrten vorzüglich bestanden. Sie ist um ein beträchtliches größer als ihre Vorgängerin gleichen Namens, und sie ist so gut gebaut, daß sie sich nicht etwa unnötig zur Seite neigt, sondern prächtig gerade und ruhig im Wasser liegt und durchs Wasser ihre Bahnen zieht.

Br. Jannasch selbst konnte mit der „Agnes“ die ganze Maffoviker Bucht durchfahren und alle seine Predigtplätze besuchen, ja auch schon in Hoffenthal besuchen, was einen weiten Weg bedeutet. Jetzt ist unser Bruder in die deutsche Heimat zurückgekehrt und wird in Süddeutschland wohl kaum viel Zeit und Gelegenheit zu Bootsbauten haben. Um so dankbarer benutzen seine Nachfolger die schöne Agnes und rufen ihrem geschickten Erbauer manches „Gott vergelts“ über das große Wasser hinüber.

## 2. Die „Sybil“

ist gleichfalls ein guter Segler und dient ebenfalls der Labradormission. In der Bucht der Station Hoffenthal liegt sie vor Anker. Und wenn unsere Missionare nach den Inseln hierhin und dorthin zu reisen und zu predigen oder Brennholz zu holen haben, da werden die Segel gehißt, und pfeilschnell durchschneidet der Kiel der Sybil die Wogen. Im August vorigen Jahres segelte die Sybil zweimal nach dem einsamen Eiland Uvilaktol hinüber. Drei Missionare trug sie dorthin. An Ort und Stelle wurde ein Kirchlein eingeweiht, das die Eskimo aus eigenen Mitteln und mit eigener Hand erbaut hatten,

was sie früher nie gewagt hätten. Diese Kapelle wurde nun eingeweiht. Das gab ein Fest! Alles dankte Gott für den schönen Tag. Über dreißig Mark sammelten die Eskimos noch für die Kirche, händigten es den Missionaren ein, und dann führte diese der Segler Sybil wieder nach Hoffenthal zurück.

## 3. Dottie

heißt das kleine Boot, welches unseren Missionaren auf der westindischen Insel St. Thomas gehört. Wenn diese auf der Nachbarinsel St. Jan besuchen und Gottesdienst halten wollen, dann besteigen sie ihre Dottie. Br. Romig schrieb einmal im vorigen Jahr: „Noch eine halbe



Sybil, Missionsboot in Hoffenthal (Labrador).

Stunde Fahrens, und ich erreichte Water Bay und sah unsere Dottie, leicht auf den Wellen schaukelnd, wie ein Seevogel, bereit zum Flug. Ist genug ist das Lob der Harmony gesungen worden, die Meta (in Moskito) und der „Josef J. Träger“ (unser Segelboot in Alaska) empfangen den ihnen gebührenden Ruhm, — laßt mich die Dottie preisen, ist sie auch vielleicht das kleinste Boot unserer Missionsflottille. Ihr Kiel ist nur zweimal so lang wie ein Mann, aber sie trägt Bischöfe der Kirche und macht wieder und wieder den Weg von St. Thomas nach St. Jan. Ist durchfurcht sie vierzehn englische Meilen des tiefsten Wassers. Ich kaufte sie im Jahre 1892 und nannte sie nach einem Patentkind auf der Mission. Wie ihr auf dem Bild seht,

fahren diesmal auf ihr Bischof Greider mit seiner Tochter, ich am Steuer und Herr Beverhöndt, der Segler und Schiffer in einer Person, der für alles an Bord sorgt.“ — Leider müssen wir hinzufügen, daß vor wenigen Wochen Br. Romig die kurze Mitteilung machte, daß die schöne Dottie untergegangen sei. Wahrscheinlich ist sie im Sturm umgeschlagen. Menschen verunglückten dabei keine.

Diese Nachricht erinnert uns daran, wie leicht unsere Missionsgeschwister ein Unfall treffen kann, gerade auf Meilen. Und oft sind diese Fahrten auf kleinem Fahrzeug noch gefährlicher, als die auf dem großen Djeanfabrer. Darum falten wir wieder einmal die Hände und nehmen die Worte unseres Kirchengebetes auf die Lippen: „Unser Reisenden zu Land und See segne und behüte!“

## Waisenflege in Suriname.

Sechs Waisenkinder in der Pflege  
der Geschwister P. Hellström in Domburg.

(Schluß.)

Später, so fährt Schw. Hellström zu erzählen fort, wurden wir gebeten, einen vierten Knaben, Hermannus, aufzunehmen, der bei einer alten Großtante wohnte. Diese hatte jedoch keine Macht mehr über den etwa 13jährigen Jungen. Er trieb sich eigentlich den ganzen Tag auf der Straße herum, anstatt in die Schule zu gehen, und war überhaupt ein ganzer Tunichtgut. Einmal verschwand er mehrere Tage lang mit einem Fischerboot und ging an die See, ohne der alten Frau etwas zu sagen, so daß sie in großer Sorge um ihn war. Mehrmals war er mit seinen Spielkameraden auf der Straße in einen Streit geraten, der mit blutiger Schlägerei endete.

Zugleich mit Hermannus kam vor nun fünf Jahren auch Wilhelm zu uns, ein Junge von schon etwa fünfzehn Jahren, aber ein Büfchlein in Person, das durch viel Krankheit sehr zurückgeblieben war. Verdorben oder schlecht war Wilhelm nicht; aber er hatte bei seiner

Pflegemutter keine gute Behandlung genossen. Er kam eines Sonntags nach der Predigt zu uns und klagte, daß er den ganzen Morgen das Haus hätte reinigen müssen und zwar, ohne etwas zu essen zu bekommen. An einem Sonntag, überlegt Guch, Kinder! Wie schön dürft Ihr einen solchen Tag feiern! Dazu bekam er oft noch unverdient Prügel, die er sich nun, da er älter wurde, — „größere“ kann man bei ihm nicht sagen, denn noch jetzt ist er recht klein — nicht mehr gefallen lassen wollte.

Dann hatten wir vorübergehend einen gewissen Franz bei uns, der uns auch jetzt noch, nachdem er sein erstes Lehrerexamen gut bestanden, als seine Pflegeeltern anfieht; er bringt z. B. seine Ferien immer bei uns zu, und hat er etwas nötig, so wendet er sich an uns.

Hier in Domburg brachte uns vor reichlich einem Jahr eine Großmutter noch ihren Enkel, Simon, zu all den Büfchen, die wir schon hatten, hinzu. Dieser

hatte bis dahin so gut wie keine Erziehung genossen und war fast nie in die Schule gegangen. Er zählte über vierzehn Jahre und machte seiner Großmutter das Leben schwer, denn er wollte nichts für sie arbeiten, oder wenigstens nur dann, wenn er Lust dazu verspürte. Er hat einen harten Kopf, beinahe so hart wie unsre Nofosnüse hier.

So sind es denn ihrer sechs geworden, die wir in unsre Pflege genommen haben.

Was ist nun bisher aus diesen unseren Pflegekindern geworden?

Johann haben wir vor 1½ Jahren in die sogenannte Zentral-Schule, d. h. in das Lehrerseminar, damit er sich für den Lehrerberuf vorbereite. Auf ihn setzten wir die meiste Hoffnung, da er uns am wenigsten durch Unarten und Unwahrheit betrübt hatte. Da traf uns vor einiger Zeit die schmerzliche

Nachricht wie ein Blitz aus heiterem Himmel, daß er an einer Augenkrankheit leide, die, wenn die Ärzte sich nicht täuften, seine Erblindung zur Folge haben könne! Ganz sicher sind die Ärzte noch nicht, doch fürchten sie, daß sich bei dem Büfchen der schwarze Star ausbilde, für den es keine Hilfe gibt. Was dann mit dem



Dottie, Missionschiffchen in St. Thomas.

armen Jungen werden soll, ist uns noch ein Rätsel, denn hier gibt es keine Blindenanstalten, in denen junge Leute lernen können, sich trotz Blindheit zu beschäftigen. Johann war jetzt bald so weit, sich sein Brot selbst zu verdienen; wer wird dann seinen Unterhalt bestreiten? Solche Fragen müssen wir dem Herrn überlassen, denn wenn eine solche Not über Johann kommen sollte, dann hat gewiß der liebe Gott seine weisen Absichten dabei und wird Rat schaffen.

Louis und auch Theodoris haben nun auch das schulpflichtige Alter überschritten und sollen einsteigen auf der Station helfen, wo sie können. An Arbeit fehlt es auf einer solchen Plantage nie; wenn die Jungen nur wollen, können sie sich recht nützlich machen. Was dann in Zukunft aus ihnen werden soll, wissen wir noch nicht. Um Theodoris ist uns weniger bange als um Louis. Ob dieser ein Handwert wird erlernen können und die rechte Ausdauer und Arbeitslust dazu haben, bezweifeln wir gar sehr,

dazu ist er noch inamer ein schwächlicher, körperlich sehr zurückgebliebener Bursche. Hermannus ist seit einigen Monaten zu zwei Grostanten gezogen, die nicht sehr weit von hier wohnen und ein kleines Grundstück bebauen. Leider aber steckt die eine der beiden Frauen noch recht im Heidentum, trotzdem sie getauft ist und zu unserer Kirche gehört. Bei ihr wird Hermannus wohl wieder manches Gute verlernen, nachdem er sich die lästigen Fesseln des Zwanges, arbeiten zu müssen, abgeschüttelt hat. Wächte doch nicht alles, was er bei uns gehört und mit des Herrn Hilfe gelernt hat, verloren sein!

Der nun fast 20jährige Wilhelm hat die Arbeiten eines Knechtes bei uns übernommen. Er besorgt die Kühe und arbeitet in der Plantage. Er hat große Liebe und Geschicklichkeit zur Tischlerei, ging auch früher in der Stadt zu einem Meister in die Lehre, und oft schon sprach er den Gedanken aus, dieses Handwerk weiter zu betreiben. Wir suchten ihn bis jetzt noch zu halten, da wir fürchten, daß er, körperlich noch nicht stark genug, den Versuchungen nicht gewachsen ist, denen er in der Stadt ausgesetzt ist, vor allem, wenn er so plötzlich ganz sein eigener Herr würde. Zunächst hat er nun wieder, noch bleiben zu dürfen, um dann nach einer Vorbereitung hier konfirmiert zu werden. Simon ist uns oft ein rechter Sorgenstein. Ungeachtet ist er nicht und kann ganz gut arbeiten, wenn er will. Ist er aber nicht dazu aufgelegt, dann ist es, als ob er absichtlich alles verkehrt mache. Ja, zuweilen scheinen sich bei ihm und seinen Kameraden augenblickliche Freiheitsgefühle zu regen, und sie wollen dann in ihrem Unverständnis am liebsten auf und davon gehen. Solche Erfahrungen tun uns dann natürlich sehr wehe. Aber trotz ihrer Unarten sind uns doch diese Jungen in den sechs bis sieben Jahren, die wir sie haben, recht ans Herz gewachsen. Jedenfalls kennen wir sie besser als irgend Jemand, und können sie deshalb richtiger beurteilen und besser für sie sorgen als andere Leute. Aber natürlich bleibt auch das, was wir ihnen bieten, oft recht mangelhaft, die Jungen können z. B. nicht so beschäftigt werden, wie wir möchten und wie es gut für sie wäre, und wie man es tun könnte, wenn sie in einem christlichen Waisenhaus untergebracht werden könnten.

Doch, wie viele Kinder gibt es, die nicht einmal das haben, was diese Jungen genießen, die bei Lenten wohnen, die weder ein Herz für sie haben, noch ihnen den rechten Weg zeigen oder vorleben können oder wollen. Darum ist eben, wie schon seit Jahrzehnten der Wunsch noch immer: „Hätten wir doch ein Waisenhaus hier in Suriname!“

Der liebe Gott wolle in Gnaden segnen, was wir in aller Schwachheit in diesem Sinne bisher an Waisenhausen haben tun dürfen.

Nun, liebe Kinder, dankt jeden Abend dem Heiland, der Euch liebe, christliche Eltern und Erzieher geschenkt hat und gedenkt zuweilen in Euern Gebeten der elternlosen, armen schwarzen Kinder hier in Suriname und untrer Arbeit an ihnen.

Es grüßt Euch, wenn auch unbekannt

P. Hellström.

Nachschrift: Vethin erhielten wir ganz unerwartet eine kleine Hilfe von 13 Gulden von einer lieben Schwester in Christiansfeld. Ihnen, den lieben Herrnhuter Schwestern und allen Teilnehmenden herzlichsten Dank. Solche Zuwendungen sind uns wirklich eine Hilfe, denn der Unterhalt (Kleidung und Essen) kostet mehr, als wir dazu erhalten, aber zugleich ist eine solche Teilnahme eine rechte Aufmunterung bei der oft vergeblich scheinenden Arbeit an diesen Kindern.

## Ein klingender Gruß aus Australien.

Für Radjeman

fließen immer wieder Gaben zusammen. Dieser kleine Savaanenknabe, von dem wir im April ausführlich berichteten, hat es offenbar den verschiedensten Missionsfreunden angetan. Denkt Euch: Neulich erhalte ich aus Australien einen Brief von unseren Freunden Geschw. K. Maier in Tootool, die früher in Jerusalem gearbeitet und vordem in Herrnhut gewohnt haben. Dieser Bruder und seine Frau verteilen eine ganze Anzahl Blätter „Aus Nord und Süd“. Da haben nun jene Unehmer unzers Blattes von dem kleinen Savaanenknaben Radjeman gelesen, sind für ihn erwarnt worden und haben uns 25,50 Mark für ihn geschickt. Ist das nicht schön? Und es will etwas jagen, dort in Australien Geld zu sammeln, wo die Leute so weit von einander wohnen. Geschw. Maier müssen oft weit umherfahren, um die Blätter herumzutragen und das Geld zu sammeln. Wir danken den Gebern und Sammlern herzlich und wünschen ihnen Gottes Segen für ihre Liebe zu untrer Mission. Und da Br. Maier ebenfalls die Sorge für einen Knaben übernommen hat, der jetzt die Stadtschule in Pichill besucht und dem er Radjeman als Vorbild hingestellt hat, so wollen wir untrererits dieses Knaben fürbittend gedenken. Und damit grüßen wir zurück nach Australien.

## Käsefl.

Mit fünf Buchstaben wird genannt — Ein Fluß in Deutschland, wohlbekannt. — Wenn man den ersten und letzten nimmt, — Ein Fisch dann in dem Flusse schwimmt.

Für den Bau einer neuen Sonntagsschulhalle in Blaufields: M. 213.30 Ertrag eines durch die Kinder der Gemeinde Kirzdorf veranstalteten Bazar's. — M. 25.50 durch Geschw. K. Maier, Tootool, für Radjeman in Suriname gesammelt von australischen Freunden.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Ezpl. mit Porto 6 Ezpl. M. 1.65, 10 Ezpl. M. 3.10 ufm., 20 Ezpl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Wedler, unter Mitwirkung von Prediger E. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10.

Oktober 1904.

5. Jahrgang.

### Von Kleinwelka nach Australien.

Reise der Missions-Geschwister A. Richter nach Mapoon in Nord-Queensland.

Bruder Arthur Richter, dessen Vater in Niesty in der Oberlausitz lebt und der auch die dortige Missionschule besucht hat, erhielt im Frühjahr 1902 die Berufung als Missionar in das weit entlegene Australien, widmete sich dann in England sprachlichen Studien und trat Freitag, den 10. Oktober, mit seiner jungen Gattin Elisabeth geb. Arnstadt und seinen nach Suriname berufenen Geschwistern Rudolf Arnstadt vom Baugener Bahnhof aus die weite Reise in die australische Inselwelt an. Sein Weg führte ihn durch vier Weltteile, denn von Europa zog er ans Afrika berührte er bei der Durchfahrt durch den Suezkanal, dann hielt das Schiff in Colombo in Südbindien, also in Asien an, und führte die Reisenden schließlich nach Thursday Island in Australien, von wo Geschw. Richter ihr Arbeitsfeld mit unserem Missionschiff J. G. Ward Ende Dezember, also nach einem Vierteljahr, glücklich erreichten. Von dieser interessanten Reise hören wir allerhand Mitteilungen, die wir Br. Richters Bericht nach erzählen.

#### 1. Allerhand Abschiednehmen.

Den letzten Abschied von den Lieben in Deutschland nahmen Geschwister Richter auf dem Baugener Bahnhof, jener Stätte, die schon so manche Träne,

so manchen Scheidegruß der Missionsgeschwister und ihrer Lieben sah. Eine Wegstunde von Baugen entfernt liegt die Brüdergemeine Kleinwelka. Dort läßt unsere Mission die Kinder ihrer Heidenboten erziehen; in zwei schönen, stattlichen Erziehungsanstalten sind etwa 60 Knaben und ebensoviel Mädchen untergebracht. Dieser ihrer Kinder wegen nehmen die meisten zur Erholung in die Heimat zurückkehrenden Missionare ihren Aufenthalt in Kleinwelka. Geht es dann wieder in die Heidenwelt zurück — ach, da gibt es bittere Tränen und eine schwere Trennung. Der Herausgeber dieser Blätter hat manch einem solchen Abschied beigewohnt, und schämt sich nicht zu gestehen, daß ihm das Weh selbst ins Herz schnitt und er die Reisenden wie ihre zurückbleibenden Lieben von ganzem Herzen dem befohl, der allein Wunden zu heilen und schwer bedrückte Herzen zu trösten versteht.

Diesmal waren es zwei junge Paare, die auszogen, zwei Kinder einer Mutter, die selbst als Missionarsgattin in Grönland gedient hatte und wenige Monate vorher schon einen Sohn nach Labrador hatte ansziehen sehen und einen anderen in Polen an der Arbeit sieht.

Über Dresden und die Brüdergemeine Zeist führte die Reisenden ihr Weg zunächst nach Amsterdam, dort trennten sich die beiden Geschwisterpaare, die Surinamer bestiegen ihr Schiff, die Australier dagegen holtten sich noch Empfehlungsbriefe an Missionare in Batavia auf Java und segelten dann am selben

Abend nach England hinüber. Der Kanal gilt von jeher als ein unwirlicher Gefelle, er hat schon manch einen Fahrzeug, das ihn kreuzte, übel mitgespielt, diesmal zeigte er sich besonders unfreundlich. Ein entsetzliches Unwetter brach los. Die Fahrgäste fühlten sich wie geschlagen von der Seerkrankheit, und Dr. Richter, der auf dem überfüllten Schiff nur grade eine Bank als Lagerstätte sich herrichten konnte, mußte in diesen Nachtstunden beständig an die Psalmworte denken, die von der Errettung aus schwerer Seenot handeln (Psalm 107, 25—30), und bat den Herrn um seine Hilfe. Als London glücklich erreicht war, küßte man sich im Kreise der Geschwister äußerst wohl. Allerhand Sehenswürdigkeiten konnten in Augenblicke genommen werden. Dann bestiegen

trüben Gesichtern. Das Meer schäumte, das Schiff schaukelte, durch die Bedachung des Decks rieselte der Regen. Und da das Schiff sehr beengt war, konnte man kaum ein Plätzchen zum Schreiben finden, man mußte das Papier auf den Knien halten. An der französischen Küste, der Bretagne, ging es hin, durch den Meerbusen von Biskaya, der ausnahmsweise ruhig war, an verschiedenen Vorgebirgen Spaniens, bis Gibraltar in Sicht kam, die starke Felsenfestung, und gleichzeitig zur Rechten die ersten Linien von Afrika. So nahe segelte das Schiff an Afrika hin, daß Berge von Algier zu sehen waren. Hier machten Geschw. Richter die Bekanntschaft des Kapitäns, der die Brüdergemeine von seiner Schulzeit in Bonn und Newviad her kannte und sich sehr liebenswürdig zeigte.



Blick auf den Hafen von Colombo.

Geschw. Richter, von der Fürbitte der neuen Freunde getragen, am 24. Oktober, dem Tage der zweiten Krönungsfeier König Edwards, in den Londoner Docks den großen Ozeanfahrer, der sie nun nach dem fernen australischen Kontinent hinübertragen sollte. Noch ein allerletzter Abschied von treuen, teilnehmenden Geschwistern, dann steuerte man die Themse abwärts.

## 2. Von London bis ins rote Meer.

Noch war man nicht an der Themse-Mündung, da stand das Schiff. Die Schraube war entzwei gegangen, und die ganze Nacht hindurch mußte gehämmert werden, bis alles wieder in Ordnung war. Ein schöner Tag folgte. Die englische Küste mit ihren lieblichen Ufern, mit der idyllischen Insel Wight, bot des Schönen für das Auge viel. Von dieser Insel holte ein Boot die letzte Post in die Heimat ab. Ein Sonntag folgte, der nicht schön war. Die Reisenden lagen in ihren Stühlen auf Deck mit gar

Die Reisenden, meist Auswanderer, die sich in Australien eine neue Heimat gründen wollen, vergnügten sich mit Tanz und Spiel, Konzerte und Belustigungen aller Art wurden abgehalten. Manche Fahrgäste, Farmbesitzer in Australien, kehrten von einem Besuche in England zurück. Eine Mutter mit zwei Kindern wollte das Erbe ihres Mannes antreten, den Besitz einer Goldmine. Sie erzählte, daß ihr Mann oft Jagd auf Eingeborne gemacht und viele niedergeschossen habe. Dennoch standen sie dem Reiche Gottes jetzt näher als andere.

Sonntag, den 2. November, fiel der übliche Gottesdienst, den der Kapitän selbst zu halten pflegt — er liest Schriftlesungen und Gebete aus dem Gebetbuch der englischen Kirche — aus. Statt dessen traten auf ein Pfeifen-Signal hin die Jnder (Stewards und Arbeiter), sowie die Offiziere und Ingenieure in Gala auf Deck an und hielten eine Spritzenprobe ab. So geschah es an einigen weiteren Sonntagen. Die

Missionare legten Traktate im Speisesaal und Rauchzimmer zum Lesen aus und hielten natürlich, wie an jedem Tage, ihre Andacht unter sich, lasen in der Bibel und in Erbauungs-Schriften und kümmerten sich um die schreienden Kinder und die Billardbügeln nicht, die ihnen oft zwischen die Beine rollten. Unter gleichen Umständen lernten sie an anderen Tagen Englisch. Nachmittags passierte man eine Insel (Pantalarium), die unfruchtbar und wenig bewohnt ist, doch mit ihren hohen Felsen einen imponanten Eindruck machte. Wunderschön sind auch die Nächte. Die Sterne mit ihrem klaren Glanz spiegeln sich im Wasser und das Leuchten der Phosphortierchen läßt die flüssige Masse wie ein Feuermeer erscheinen. Hier und da hüpfen auch die wunderlichen Schweinfische in Reih und Glied in die Höh. Am 3. November kam Malta in Sicht, jene Insel, an deren Gestade der Apostel Paulus einst Schiffbruch litt. Eine böse Nacht folgte. Die See wurde rauher und rauher; jeden Augenblick waren die Reisenden in Gefahr, aus ihrer Koje (ihrem Schiffsbett) heransgeschlendert zu werden.

Noch am nächsten Tage tanzte das 5000 Tonnen haltende große Schiff wie eine Muschelschale auf dem Wasser, die Wellen schlugen mit jähem Gebrüll über Bord; wer in seinem Schiffsstuhl lag, nahm ein unfreiwilliges Seebad, ja, was schlimmer war, das Steuer brach, und ein Reiseresteuer mußte in Gebrauch genommen werden. Am 7. November war Port Said, die ägyptische Hafenstadt, erreicht. Welch tolles Treiben hier begann, weiß jeder, der dieses Ort einmal passiert hat. Araber und Ägypter

drängten sich auf das Schiff und hielten ihre Waren feil; Arbeiter ließen mit wüstem Geschrei einen Korb Kohlen nach dem anderen in den Schiffsraum hinabgleiten, um der Maschine neuen Heizvorrat zu verschaffen. Ein Ausflug auf Land machte die Reisenden ein wenig mit afrikanischen Menschen und Verhältnissen



Blick auf den See von Kandy auf Ceylon.

bekannt. Händler umschwirrten sie, Taschenspieler zeigten ihre Künste und lockten Geld aus den Taschen der Fremden hervor, ja, es handelte sich in einzelnen Fällen um direkt heidnische Zauberei, zu der jedesmal die Hilfe des Teufels angerufen wurde. Also noch heute sind die Jannes und Jambres nicht ausgestorben. Die Nacht durchfuhr das Schiff den Suezkanal, den berühmten Durchstich zweier Erdteile.

Eigentümliche Gedanken kommen den Reisenden beim Durchqueren dieser arabischen Wüstenstrecke. Hier zogen einst Josephs Brüder mit ihrem Vater Jakob. Welche graue Vorzeit damals, und heute beherrscht die moderne Kultur auch diese Einöden. Einige Araberhütten am Ufer erinnerten an die Vergangenheit, an die Gegenwart der Eisenbahnzug, der vorüberfahnte, und die Dampfer, die dahierzogen. Um deren Zahl zu vermehren, erweitert man jetzt den Kanal. Suez selbst wurde in der Frühe des Morgens erreicht. Wasser und Lebensmittel mußten aufgenommen werden; dann dampfte man ins rote Meer. An der Stelle, wo vermutlich Israël durchzog, hielten die Missionare ihren Morgenjegen. Am Tag war es drückend heiß, fast verbrannte die Haut. Dr. Richter übernachtete mehrmals auf Deck, um sich ein wenig Kühlung zu verschaffen, trug freilich

wie andere Kopfschmerzen davon. Zur Linken kamen die fahlen Felsen des Horeb zum Vorschein. Was könnten sie und der Sinai, die Offenbarungsstätte des lebendigen Gottes, uns alles vermeiden! An den „zwoß Aposteln“ ging es noch vorbei, d. h. an kleinen vulkanischen Inseln im roten Meer, dann konnte man sich der kühlen Temperatur im offenen Meere wieder erfreuen. Am 13. November schweiften die Gedanken der Brüdergemeinnützlieber in die Heimat, ja ins Jahr 1741 zurück, und sie feiern im Geist mit Fest. Auf dem Schiff dagegen rüstete man wieder zu Tanz und Spiel.

### 3. In Colombo auf Ceylon.

In die Nähe des Zauberlandes Indien sah man sich bereits versetzt, als das Schiff das sliebliche Eiland Mincov mit seinen herrlichen Palmenwäldungen passierte. Ein Korallenriff am Westufer läßt das Meer wunderbar hellgrün leuchten. Nach einer stürmischen Nacht, in der sich der südliche Monsoon unangenehm bemerkbar gemacht hatte, liefen die Reisenden in den Hafen von Colombo ein. Damit war man in Ceylon, jener großen Insel südlich des kolossalen ostindischen Länder-Dreiecks. Ein schöner Anblick, diese Stadt mit ihren palmenbeschatteten Häuserreihen, Straßenzügen, Eisenbahnen u. s. w.! Ein Schwarm von Rähnen fährt heran. Sie wollen die Fahrgäste ans Land bringen, denn drei Tage lang unterbricht der Dampfer hier seine Fahrt. Auf dem Schiff entwickelt sich ein Leben und Treiben, toller wie in Port Said. Händler preisen ihre Waren an, Kohlen werden wieder eingenommen und kleine Burjchen kommen herangerudert und betteln um Geld. Wenn dann jemand vom Schiffsbord aus ein Geldstück ins Meer wirft, schnellen die Burjchen aus dem Nachen, springen ihm nach und halten es bald triumphierend in die Höhe. Selbst ein Einarmiger beteiligte sich an diesen Taucherkünsten. Dazwischen fangen und jodelten sie nach Herzenslust. Als aber ein Polizeifutler herandampfte, um den jugendlichen Bettlern ihr Handwerk zu legen, griffen sie geschwind zu den Rudern und huchteten mit ihrem Fahrzeug geschickt von dannen. Wenige Minuten später belästigten sie einen anderen, eben eingelaufenen Dampfer.

Fortschegung folgt.

### Errettet von einer Schlange.

„Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpionen und über alle Gewalt des Feindes; und nichts wird euch beschädigen.“ (Luc. 10, 19.)

Wo sollte der erste Teil dieses Wortes mehr Anwendung finden, als in den Tropenländern, in denen diese schädlichen Tiere in Menge zu finden sind? Gewiß ist manchen Missionar die schützende Hand Gottes in dieser Beziehung deutlich geworden,

so daß er davon erzählen könnte. Laßt mich, als einen aus ihrer Mitte, von einer solchen Erfahrung berichten, die ich eines Tages in Suriname machte. Folgt mir auf den Gottesacker der Missionsstation Heerendyk! Da befinden wir uns auf einem großen viereckigen Stief Grasland. In der Vorderseite desselben liegt das Schullehrhaus, auf der zweiten Seite bildet der Kanal der früheren Plantage die Grenze, und die beiden anderen Seiten werden von buschigen Hecken eingerahmt. Hinter einer dieser Hecken steht der gemauerte Grenzstein unseres Grundstücks. Diesen einmal näher in Augenschein zu nehmen, war der Zweck einer kleinen Wanderung, die ich eines Vormittags unternahm. Das Gras im Gottesacker stand üppig, über einen Fuß hoch. Mein großer Pflanzerkist sollte mir beim Marchieren helfen und mich vor Schlangen schützen; dem gleichen Zweck dienten Holzschuhe an meinen Füßen. Langsam stieg ich durch das hohe Gras, die dichten Hecken entlang. Bald aber mußte ich erkennen, daß der Versuch den Stein zu entdecken vergeblich sei, denn kein Durchgang war zu finden. Darum wandte ich mich von dort zurück nach der Mitte zu, um nach Hause zurückzukehren. Da! plötzlich! schießt dicht vor meinen Füßen eine schwarze, zwei Finger dicke Schlange aus dem Graze auf, direkt an meinen Körper in die Höhe, mir bis an die Brust. Entsetzen ergriff mich, der Schreck benahm mir den Atem. Nur ein Stöhnen rang sich aus meiner Brust. Ich versuchte mich rückwärts zu beugen. Unmöglich! die unbiegsamen Holzschuhe hinderten daran. Und der Stoß? Er müßte mir nicht, denn ich war wie gelähmt. Und dies war das Werk eines Augenblicks. Glücklicherweise war es nicht der Kopf des Tieres, der so jäh an mir empvor schoß, sondern ihr Mittelstück, der sich in hohem Bogen vor mir aufbäumte; der Kopf, sowohl wie auch der Schwanz waren noch im Gras verborgen und waren nicht zu sehen. Gott sei Dank, schnell und lautlos, wie sie gekommen, glitt die Schlange vor mir hinunter und verschwand im hohen Graze. Ich war gerettet! durch Gottes Bewahrung einer großen Gefahr entgangen! — Sehr wahrscheinlich hatte das Tier an jener Stelle geschlafen und war, als ich dicht bei ihm stand und es wohl mit meinem Fuß berühren mochte, in gleicher Weise erschrocken, als es bei mir der Fall war. Es mochte eine Länge von reichlich zwei Metern haben, sein Rücken glänzte pechschwarz, der Leib aber zeigte ein schönes helles Gelb. — Dankbar für Gottes gnädigen Schutz kehrte ich nach Hause zurück, an einer Erfrischung in meinem Leben reich. Dasselbige Schriftwort hatte sich an mir bewahrheitet. H. W.

### Empfangsbescheinigung.

Mt. 15.17 von der Sonntagsschule in Urach durch Frl. T. Hofer; Mt. 7.— durch Br. Knopf Erlös für Brienmarthen; Mt. 9.— Erlös aus dem Verkauf von Blumen von Herrnhuter Knaben.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 26 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Epl. mit Porto 66 Pfg. 5 Epl. III. 1.65. 10 Epl. III. 3.10 usw., 20 Epl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber: Prediger Ch. Becker, unter Mitwirkung von Prediger R. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Breitenb. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Es wird eine Herde und ein Hirte sein

## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11.

November 1904.

5. Jahrgang.

### Ein Besuch in Baziya (Kaffernland).

#### 1. Das Stationsbild von Baziya.

Ist es nicht ein schönes Kirchgebäude, das da auf dem Bilde im Fichtenwäldchen steht. Es ist eine Schöpfung unseres Bruders Liebich, der in diesen Wochen nach 29 jährigem Missionsdienst in den wohlverdienten Ruhestand tritt. Mehrere Gotteshäuser verdanken ihm ihr Entstehen. Unter den Fichten ruht Bruder Fischer, sein Vorgänger in Baziya. Links steht ihr das Missionshaus (Br. Liebich hat jetzt ein schöneres gebaut) und die Schule, dazwischen den Glockenstuhl, der die Kirchenglocke trägt. Der Vergrüchen im Hintergrund heißt der Baziyaberg. Es ist auf einer solchen Station im Kaffernlande recht einsam. Wenn ich nicht irre, hat Schwester Baudert, die Gattin eines Missionars, der früher in Baziya angestellt war, sechs Jahre lang keinen weißen Menschen gesehen! Denkt euch, was das heißen will! Die Kaffern leben weit-hin zerstreut, so daß man ihre Hütten nicht sehen kann. Wenn man aber in seiner Arbeit vergnügt ist und weiß, daß der liebe Gott Tag aus Tag ein um uns ist und uns beschützt, dann läßt sich die Einsamkeit ertragen. Aberdies wölbt sich ein wunderschöner, blauer Himmel über Berg und Tal das ganze Jahr hindurch, das stimmt ebenfalls heiter. Und daß es mancherlei gibt, was den Ort belebt, das sehen wir an der stattlichen Schafherde, die so gemächlich um die Stationsgebäude her ihre Weide

sucht. Wozu eines dieser Tiere einmal gebraucht wurde, das will ich euch nun erzählen.

#### 2. Eine Schulhausweihe im Kaffernlande.

Welche Freude in unserer Kaffernmission, wenn wieder eine Schule bei einem Häuptling eingerichtet und das Haus geweiht werden kann! Denn das pflegt oft der erste Anfang zur Gründung einer neuen Missionsstation zu sein. Das Schulhaus dient nämlich immer zugleich als Kirchlokal.

Am 18. Juli 1902 konnte beim Häuptling Matakaula eine Schule eingeweiht werden. „Wir waren“, schreibt Bruder Liebich, „vor zehn Uhr an Ort und Stelle, mußten aber bis nach zwölf Uhr warten, ehe die Leute sich einfanden. Inzwischen wurde ein Schaf geschlachtet, das wir für die Leute bestimmt hatten. Aber auch die Heiden schlachteten zur Feier des Tages, und zwar vier Schafe, eine Ziege und ein Schwein. Nach dem Gesang eines Verjes öffnete Siguma, der älteste Sohn des verstorbenen Häuptlings Matakaula, die Schule und hieß die Versammelten eintreten. Nach Gesang, Ansprache und Gebet begann die Kollekte, durch welche die Baukosten aufgebracht werden sollten. Als Erster erhob sich Siguma von seinem Platze zwischen uns und legte mit ein paar Worten der Ermunterung, seinem Beispiel zu folgen, zwanzig Mark auf den Tisch. Er ist noch ein Knabe von fünfzehn Jahren und geht selbst noch in die Schule. Ihm folgten dann die

übrigen Festteilnehmer, von denen jeder mit mehr oder weniger begleitenden Worten etwas gab oder zu geben versprach. Das Ergebnis war (nach Einlösung der Versprechungen und Verkauf der Schafe, Ferkel und Hühner) Mk. 472.25. Damit hatten wir beinahe vierzig Mark mehr als wir vonseiten der Mission zum Bau und zur Anschaffung von Tischen, Bänken usw. für die Glieder des Gemeinleins ausgelegt hatten. Nun konnten wir uns und sie sich an dem inzwischen gekochten Fleisch und Mais mit dankbarem Herzen laben. Von unseren Christen war eine Menge zur Teilnahme am Feste erschienen und hatte dafür gesorgt, daß wir mit Messern und Gabeln von Tellern essen konnten. Die Schulkinder, welche während der Kollekte bei jeder größeren Gabe irgend ein Gesangsstück hatten zum Besten geben müssen, wurden in Gruppen von zehn bis fünfzehn um eine kleine Binjenmatte gruppiert, auf die ihnen ein gutes Maß, viele Schöpfelöffel von feisgekochtem Mais vorgelegt wurden, den sie mit den Fingern der rechten Hand grazios unter Scherz und Jant zum Munde führten. Einige Male mußten die Schullehrer dem überlauten Gebahren Einhalt gebieten. Das Fleisch, oder richtiger die Rippen und Knochen, an deren noch etwas Fleisch war, wurden ebenso serviert, denn das beste Fleisch war den Männern zuteil geworden. Diese sowie die Frauen speisten im Freien, ebenfalls in Gruppen gelagert. Ehe wir nach Hause ritten, sprachen die Leute uns nochmals ihre Freude und Dankbarkeit aus, daß nun hier diese Schule errichtet und damit dem Namen Matanus ein Gedächtnis gestiftet worden sei. Nicht an wenigsten vergnügt aber waren die Kinder an diesem Festtage gewesen.“

### Unsere ersten Tauf- und Abendmahlsgeräde aus Stanniol.

Wer Anfang Oktober in die Räume unserer Missionsbuchhandlung hineinklugte, dem lachte das Glanz beim Anblick der vier schmunden, wie Silber glänzenden Metallstücke, die dort ausgestellt waren. Was für welche wohl? Nun denkt euch, keine anderen, als die Tauf- und Abendmahlsgeräde, die aus dem von euch gesammelten Stanniol gegossen worden sind. In reichlich dreiviertel Jahren habt ihr dreißig Pfund Stanniol zusammengebracht, und siebenundzwanzig Pfund genügten zur Herstellung der vier Gefäße, die jetzt fertig dastehen. Aus dem großen Stanniolhaufen sind geworden eine Taufkanne und ein Taufbecken, sowie eine Abendmahlskanne und ein Abendmahlsstisch. Sie sehen genau so schön aus, wie die in der Oktobernummer des vorigen Jahres im Bild vorgeführten. Das Taufbecken trägt die Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich“, auf der Taufkanne steht: „Wer das Himmelreich nicht empfängt als ein Kind, der kommt nicht

hinein.“ Schmuck und groß, dabei kräftig und dauerhaft sind die Geräte alle; sie werden nun bald nach Deutsch-Niasira abgehen, um dort auf einer der neu gegründeten Stationen wie wir hoffen, große Freude anzurichten. Wir wollen die Geräte für die Station Kipembawe bestimmen; diese ist erst kürzlich gegründet worden, dort besitzen unsere Missionare also noch keine solchen Gottesdienstgefäße. Diese Station liegt zwischen Utengule und Kityunda d. h. ein ganzes Stück nördlich vom Njassajee. Wir wollen sie daher besonders tief in unser Gedächtnis einschließen. Der Bruder, der sie leitet, wird uns dann gewiß bald einmal etwas von dort erzählen. Einstweilen aber wollen wir noch etwas Geld sammeln, denn das Gießen der Geräte hat uns siebenundzwanzig Mark gekostet, und die Fracht bis nach Niasira erfordert ebenfalls noch ein schönes Stück Geld. — Die einzigen Gefäße aus Stanniol werden diese untrigen übrigens dort drüben nicht sein. Kinder unserer Schulen in Berlin und Neusalz haben bereits im vorigen Jahre ebenfalls aus Stanniol gefertigte Gottesdienstgefäße hinübergesandt. Wie schön, daß da auch die Leser unseres Blattes nicht zurückgelassen sind. — Nun wolt ihr aber auch einen Dank für Euer Sammeln haben. Nicht wahr? Gewiß, ihr sollt ihn haben, wenn der Dank von Menschen auch nicht die Hauptsache ist. Und da ihr zu lang warten müßtet, wenn der Dank erst aus dem fernen Afrika kommen soll, so spreche ich Euch heute schon einen solchen aus. Stanniol aber sammeln wir weiter.

### Von Kleinwelka nach Australien.

Reise der Missionsgeschwister A. Richter nach Mapoon in Nord-Queensland.

3. In Colombo auf Ceylon. (Fortsetzung.)

Interessant waren im Hafen schmale Boote, Katemorangs genannt. Sie erinnerten schon an Südseeboote. Ein Balken, der zwei Meter vom Boot entfernt im Wasser liegt, ist durch drei Stangen mit dem Boot verbunden und soll das Fahrzeug im Gleichgewicht halten. — Wie andere Reisenden zogen auch Geschwister Richter vor, an Land zu gehen, da auf dem Schiff des Schmutzes zu viel war. Fenster und Türen sogar mußten des Kohlenstaubes wegen fest verschlossen gehalten werden, und daher wurde die Luft unerträglich. In einem Gasthaus, in dem freilich von Keimlichkeit auch nicht viel zu spüren war, fanden sie Unterkunft und lebten, um der Missionskasse nicht zu große Ausgaben zu verursachen, meist von Früchten.

Hören wir Bruder Richter selbst von den weiteren Erlebnissen erzählen: „Das Hotel stellte uns einen Wagen für 2½ Mark zur Verfügung, der uns in dreistündiger Fahrt durch die schönsten und interessantesten Teile der Stadt brachte. Der Weg ging zwischen prächtigen Palmengärten hindurch, Kokospalmen, Lorbeer- und Brotfruchtbäume, große Bananen-

stauden, grüne und weiße Bambus in üppiger Schönheit grühten uns. Von Sehenswürdigkeiten ist das Museum zu erwähnen, in welchem Tiere, Pflanzen, Mineralien und ethnographisch und geschichtlich interessante Sachen sich fanden. Neben kunstvollen alten Bildsäulen und wertvollen indischen Königsgewändern sahen wir uralte Münzen, Elefanten, Seehunde, Tiger, einen Walfisch-Kinnbuckel; es fehlten aber auch Stechfliegen und Moskiten nicht. Was mich besonders interessierte, war der Zahn des Buddha auf Sammet unter Glas. Ich muß gestehen, daß er mehr Ähnlichkeit mit einem Tigerzahn hatte, als mit dem eines Menschen. Ferner sahen wir den Tempel der Brahmanen und die Kultusstätte der Mohammedaner, welche letztere das Haupthaar vorn bis in die Mitte des Kopfes

Für die Predigt gabs ein besonderes Haus, in denen nur Frauen sitzen dürfen; die Männer müssen von außen zuhören. Die fünf Gebote des Buddhismus waren hier in englischer Sprache zu lesen; sie lauten: 1) Du sollst nicht töten, 2) Du sollst nicht stehlen, 3) Du sollst von niemand böses reden, 4) Du sollst die Alten achten und ehren, 5) Du sollst jedem, der es bedarf, einen Trunk Wasser geben. Wir fühlten uns recht wohl, als wir das Haus wieder verlassen konnten.

Bald hielt der Kutscher wieder und nötigte uns, auszus steigen. Ich merkte, daß er uns in einer Gastwirtschaft absetzen wollte. Aus der Erfahrung von Port Said hatte ich gelernt, nie den erstgeforderten Preis zu bezahlen, da die Händler hier viel vorschlagen. Das ist für ein Mitglied der Brüdergemeine, das



Missionarswohnung, Schule und Kirche in Bagya im Kaffernlande.

kurz geschoren tragen, während es auf der anderen Hälfte des Schädels lang herabhängt. Dieser Brauch scheint mit ihrem Missionsgedanken in Verbindung zu stehen. Wenn der Halbmond voll sein wird, dann werden sie wahrscheinlich den ganzen Kopf scheeren.

Während zu diesen Häusern der Fremde keinen Zutritt hat, steht der Buddhistentempel jedermann offen. Wir fanden in demselben eine Statue Buddhas in übernatürlicher Größe, außerdem die Bildnisse seiner 16 Jünger. Die Anhänger des Buddhismus opfern hier täglich wohlriechende Blumen. Wir sahen auch den Baum, unter welchem Buddha verbrannt worden ist. Diesen hat man in kleinerem Maßstabe nachgebildet, und an den Ästen sind Geldstücke befestigt von allen Ländern, in denen Buddhisten leben. Leider sahen wir auch deutsches Geld dabei. Der Hohenpriester sah hier in gelbe Seide gehüllt. Er sah nicht aus wie ein Mensch, der Frieden mit Gott hat.

festgelegte Preise liebt, sehr lästig. Um zu zeigen, wie man auf der Hut sein muß, einige Beispiele! Einen Gürtel, für den erst 2½ Mark gefordert wurden, konnte man wenige Minuten später für 50 Pfennige kaufen. Eine Nähnachtel wurde mir erst für 8, später für 1 Mark angeboten. Bei zwei Edelsteinen fing der Verkäufer mit 10 Mark an; da sie niemand kaufte, bat er bald flehentlich, 1 Mark dafür zu zahlen; selbst das schien mir noch zu teuer. — Sehr unangenehm ist auch das Betteln und Erpressen von Trinkgeldern. Abends machten wir einen Spaziergang. Da sahen wir uns auch bald auf allen Seiten von Kulis umringt, die uns in ihren Rucksäcken (zwei-rädrige Karren) fahren wollten. Wir konnten oft keinen Schritt vorwärts treten, bis ein Polizist mit kräftiger Stimme Ruhe gebot und uns den Weg nach dem Postamt zeigte. Auf dem Rückwege waren wir in eine falsche Straße geraten und fanden uns in

der Finsternis plötzlich an der Meeresküste, wo das mächtige Tosen der heranstürmenden Flut einen gewaltigen Eindruck auf uns machte. Doch wir mußten eilen, da ein Gewitter aufzog. Glücklicherweise erreichten wir auch unser Hotel, noch ehe der Regen begann. — Am andern Tage ließen wir uns im zweibrüdrigen Karren nach dem Hafen bringen. Der festgesetzte Preis war 50 Pfennige für jede Person; die Karrenträger berebeten sich aber unterwegs und verlangten am Ende einstimmig das Doppelte. Ich sprach aber einen weißen Polizisten an, der die Leute zurechtwies. Noch schlimmer gestaltete sich die Kahnfahrt. Als wir einstiegen, machte ich mit den Schiffseuten einen Preis aus. Wieder kam ein Polizist und riet mir, nicht mehr zu bezahlen. Als wir nun etwa in der Mitte zwischen Hafen und Dampfer waren und zwar bei unruhiger See, verlangten die Anderer erst das Vierfache des festgesetzten Preises und wandten, da ich das verweigerte, mit dem Fahrzeug zum Hafen zurück. Als sie jedoch sahen, daß wir uns nicht einschüchtern ließen, bogten sie wieder um. Nun bat der Andern um das Doppelte; auch darauf ging ich nicht ein. Jetzt wollten sie uns zu einem andern Schiff fahren; da ich jedoch das Steuer selbst in der Hand hatte, war ihnen das unmöglich; und so gelangten wir glücklich an unser Schiff. — Hier ging es noch immer toll zu. Der Dampftrahn besörderte große mit Karbolinum geräunte Balken aus dem Schiffstamme an die Oberfläche; sie sollen bei einem Eisenbahnbau hier Verwendung finden. Man arbeitete Tag und Nacht, Sonntag und Wochentag, wobei sich die Indier sehr anständig zeigten.“

#### 4. Bei den Sunda-Inseln.

Montag, den 24. November, verließ das Schiff endlich den Hafen von Colombo. Nun gieng direkt auf Australien zu. Heiß war es schon hier gewesen. Zwei Fahrgäste, die auf einer Vergnügungsreise nach Australien begriffen waren, verließen das Schiff, weil sie in den Nächten vor Hitze fast nie Schlaf hatten finden können. Aber daneben — was hörte man an einem Abend? das Wellen von Sechunden!

Nun begann man die Gewalt der Monsumwinde immer mehr zu spüren. Schon das Hafenwasser hatten sie derartig in Unruhe versetzt, daß unser Ankertau zerriß. Bald waren die Leuchttürme von Ceylon verschwunden, und man dampfte dem Äquator zu. Auf Postdampfern wird beim erstmaligen Passieren dieser „Linie“, die ihr vom Globus her kennt, eine große Feier veranstaltet, bei der alle diejenigen, welche noch nie gen Süden gefegelt sind, tüchtig mit Neptunwasser „getauft“ werden. Auf unserm Frachtboot belästigte niemand die Reisenden. — Am 1. Dezember kam das Sumatra vorgelagerte Eiland Engano in Sicht und gab einen Eindruck von der

üppigen Fruchtbarkeit der Sundainseln. Durch die Sundastraße ging es tags darauf hindurch, d. h. zwischen Sumatra und Java. Hier ist die Fahrt äußerst gefährlich. Überall sieht man kleine Inseln, dann und wann auch Felsenriffe aus dem Meere emporspringen. Vor wenigen Jahren fuhr ein Schiff angeichts der Summa (so heißt unser Schiff) auf eine Klippe auf, und die Summa konnte nur gerade noch die Schiffbrüchigen aufnehmen.

Wie alle diese Eilande, so scheint vor allem Java ausnehmend fruchtbar zu sein. Batavia, die Hauptstadt dieser Insel, lief die Summa an. Geschw. Richter gingen aber nicht an Land, da die Stadt vier engl. Meilen landeinwärts liegt, ferner die Regenzeit herrschte, und vor allem der holländische Missionar, an den sie empfohlen waren, verweist war. Die Eingeborenen zeigten sich im Gegensatz zu denen von Port Said und Colombo sehr zurückhaltend, aber auch reeller beim Verkauf. Andererseits zeigten sich die Indier auch hier viel flinker und arbeitssamer, als diese trügen Malaien. Dit mußte der aufsichtführende Offizier die letzteren mit einem Wort oder einem Stodschlag zum Fleiß beim Kohlenschleppen antreiben. Oern hätten die Reisenden einen Gruß nach Hause gesandt, Postkarten aber waren nicht zu erlangen, und ein Brief sollte 40 Pfennige kosten. Noch in einer zweiten Stadt Javas, Samarang, wurde Halt gemacht. Hier arbeiten deutsche Missionare aus Neukirchen; unsere Geschwister konnten sie aber nicht auffuchen.

Das Schiff hielt auf hoher See. Daher vertrieb man sich die Zeit mit Jagdversuchen. Nichts geringeres als Haifische bildeten die ersuchte Beute. Kaum waren die Angeln ausgeworfen, so kamen die stattlichen Tiere herangeschwommen. Bald auch zuckte eines zusammen, ein Schuß hatte sie getroffen, da aber ein zweiter die Angelchnur zerriß, schwamm der Fisch mit dem Haken im Munde von dannen. Auf Rimmerwiederssehen. Ja, nun machten sich auch seine Gefährten aus dem Staube.

Bei Surambaya auf Java hielt das Schiff wieder. Dann steuerte die Summa südwärts und zwar auf spiegelglatten Wogen; die See lag da wie ein Teich. Hier und da schoß etwas wie ein Springbrunnen in die Höhe. Das deutete auf die Nähe von Walfischen.

Schluß folgt.

#### Silben-Rästel.

1 fährt ich leider viel zu oft im Munde; — 1, 2 ist ein Prophet im alten Bunde; — 1, 2 und 3 gehört zu den Heerscharen, — Die einft in Bethlehem erdienen waren. — Wenn 1, 2, 3 und 4 der Herbst nicht bricht — Wärs keiner von uns Schülern recht. — Nun aber winkt uns goldne Freiheit dort: — Die Schule schließt! Wie heißt das schöne Wort?

Schülerinnen der Berliner Mädchenschule.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Epl. mit Porto 65 Pfg., 5 Epl. III. L65, 10 Epl. III. 3.10 ufw., 20 Epl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Wehler, unter Mitwirkung von Prediger S. Schneider. Orlog der Wilffionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Bernau. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 12.

Dezember 1904.

5. Jahrgang.

### Gottes Werk auf Jamaica.

Die Brüdergemeine treibt bekanntlich seit bald 1¼ Jahrhunderten Mission. Im Jahre 1732 zogen ihre ersten Boten nach Westindien aus und zwar nach der Insel St. Thomas. Auf der großen Insel Jamaica wurde 20 Jahre später eine Missionsarbeit eröffnet. Sie feiert am 7. Dezember ihr 150 jähriges Bestehen. Ach wie armselig war der Anfang der Arbeit! Die Neger waren noch Sklaven, die Brüder konnten sie daher nur vor oder nach ihrer Arbeitszeit, d. h. aber am frühen Morgen oder am späten Abend, besuchen und mit dem Worte Gottes bekannt machen. Auch am Sonntag mußten sie viel arbeiten und konnten nur wenig Zeit erübrigen, um einen Gottesdienst zu besuchen. So blieb es im wesentlichen 80 Jahre lang. Erst im Jahre 1834 wurden die Sklaven frei. Von da an erst konnten die Missionare ungehindert Mission treiben. Nun wuchs das Werk auch schnell. Heute arbeiten unsere Brüder auf 15 Haupt-Stationen und zählen fast 16 000 Christen. Ist das nicht ein schöner Erfolg?

Auf wenigen Gebieten aber hat man es so mit Händen greifen können, daß es Gott der Herr selbst war, der dem Werk Wachstum und Gedeihen gab. Zweimal, in den Jahren 1813/14 und 1860/61, fanden große Erweckungsbewegungen statt, deren Folgen dann das Aufblühen der Gemeinden und neue Stationsgründungen waren. Da hatte der liebe Gott

die Herzen gerührt, daß sie sich ihm ergeben mußten. In den Septembertagen des Jahres 1860 strömten in New-Carmel, Springfield, Fulneck die Neger in Scharen zu den Gebetsversammlungen herbei, die auf ihren Wunsch gehalten wurden. Das verkündete Gotteswort ergriff alt und jung derart, daß oft sogar kraftvolle Männer vor Erregung zu Boden stürzten und später in Hof und Feld umherirrten, bis sie der Vergebung ihrer Sünden gewiß und damit wieder ruhig wurden. Da war z. B. ein zwölf-jähriges Mädchen Margarethe. Die weinte lange über ihre Fehler und Sünden. Und das war nicht Verstellung. Es war ihr im Herzen einmal so recht klar geworden, daß sie mit ihren bösen Unarten den Herrn, unsern Heiland selbst betrübte. Endlich fiel sie ihrer Mutter um den Hals und bekannte: „Ich habe früher nie darüber nachgedacht, daß auch meine Sünden solche Dornen waren, die das Haupt des Heilands zerrißen und ihn ans Kreuz gebracht haben. Jetzt aber“ — und dabei leuchteten ihre Augen — „weiß und fühle ich, daß er mir meine Sünden vergeben hat.“ Und um mit der Tat zu beweisen, daß es ihr voller Ernst sei, den Heiland von nun an recht lieb zu haben, weil er um unserer Sünde willen ein Mensch werden und sterben mußte, ging sie hinaus in den Hof der Nachbarin und warf dort ihre Schmutzfachen ab, die sie am Halse trug. Warum aber mußte sie deshalb zur Nachbarin laufen? Weil sie gehen hatte, daß diese das gleiche tat.

Diese Frau hatte früher ein schlechtes Leben geführt; jetzt aber wollte sie so völlig mit dem alten Leben brechen, daß sie auch gar nichts mehr sehen wollte, was sie an die Vergangenheit erinnerte. So ging sie denn und trug all ihre Möbel und Schmuckgegenstände und schönen Kleider zusammen und vernichtete sie und sprach: „Ich kann diese Dinge nicht mehr sehen, es ruht ein Fluch auf ihnen, fort damit!“ Und zu ähnlichen ersten Entschlüssen kamen viele. Man fand den Boden an vielen Stellen mit Perlen, Bändern u. dergl. besreut. Das Beste aber war, daß die Folgezeit gezeigt hat, daß die Begeisterung für den Heiland kein Strohfeuer war. Es begann eine neue Zeit der Liebe und des Eifers für den Herrn, es füllten sich die Kirchen, und es mehrten sich die Gemeinen. Da erfüllte sich die Verheißung des Herrn, gegeben in der Lösung eines der ersten Erweckungstage: „Ich will meinen Odem in Euch geben, daß ihr sollt lebendig werden.“

Hesekiel 37, 5.



Dr. Roth. Schwester Hey mit Kindern. Br. Hey. Frau Roth. Bischof White. Herr Russell.

Ein englischer Bischof pflanzt eine Palme in Mapoon.

### Von Kleinwelka nach Australien.

Reise der Missionsgeschwister A. Richter nach Mapoon in Nord-Queensland. (Schluß.)

Der 7. Dezember sollte der letzte Sonntag sein, den unsere Reisenden auf dem Schiffe zubrachten. An diesem Tage läutete die Schiffsglocke zu einer Predigt. Auf Wunsch des Kapitäns hielt sie Br. Richter. Wie ganz anders ein solcher Gottesdienst als das Hin- und Herbiegen des Körpers, jene Freiübungen, mit denen einige Perjer als Feueranbieter auf dem Schiffe ihrem Gotte dienten! — Zwei Tage lang fuhr man noch zwischen kleinen Sunda-Inseln hin, deren Berge himmelhoch aufstiegen. Die See war sehr belebt, einmal zählte man 63 Segler; das andere Mal unzählige fliegende Fische. In Scharen flogen sie über der Wasserfläche. Einige verloren sich auf Deck. Aus der Ferne leuchtete ein Feuerfchein herüber, wohl von einem brennenden Schiffe herrührend. Die australische See erscheint oft merkwürdig farbig, je nach der Witterung grün, blau, grau oder ganz gelb. Die Ursache davon sollen

gewisse Bäume sein, vielleicht die Mangroven, die im Meere wachsen und das beste Bauholz dortzulande abgeben. Durch Ebbe und Flut sollen Farben von Neuguinea her weit ins Meer hineingetragen werden. Sonnabend, den 13. Dezember, hielt der Dampfer vor der Donnerstagsinsel oder Thursday Island, und Herr Bennet, ein warmer Freund unserer Mission, holte die Reisenden ab und überreichte ihnen Willkommengrüße von Br. Hey und Brown.

5. In Thursdays Island.

Einige Tage mußten Geschw. Richter auf das Mapooner Missionschiff warten. Da sahen sie sich das Städtchen an. Alle Menschenschaffen sind vertreten:

Europäer, Chinesen, Japaner, Juden, Malayen, Südpol-Inulaner und Papuas. Die ersten drei Völkergeschlechter haben die Geschäfte in der Hand, die anderen sind Schiffer oder Arbeiter. Sehr kirchlich sind sie alle nicht. Kirchen gibt es genug: eine katholische mit einem Nonnenkloster, eine hochkirchliche Kathedrale mit einem Seminar, das der Freund unserer Mission,

Bischof White, leitet, und die Heilsarmee ist an Werk. Ein Fräulein Buchanan wirkt ungeachtet allen Spottes als Freimissionarin. Letztere brachte Geschw. Richter mit dem lebenswürdigen Bischof zusammen, zu dem sie dann geladen wurden. Und des Gouverneurs Douglas Belanntschaft machten sie natürlich auch, er ist ebenfalls ein warmer Freund unserer Brüder.

Da hieß es: Das Missionschiff ist da! Br. Richter trat auf die Straße, und schon begrüßten ihn auch einige Schwarze als „Mapooner“. Ein seltsamer Anblick! Die Ohren waren alle zerrissen. Die wilden Australier stecken ja dicke Holzplättchen durch die Ohrschläpchen, während die Papuas Ringe in der Nase tragen. Nun gings bald aufs Rollant. Keine Hosenfeuer und kein Lagergeld (etwa 80 Mark) waren zu entrichten, da ein Inhaltsverzeichnis alle Sachen richtig angab und jeder Fremde für 2000 Mt. Ausstattungsgegenstände umsonst nach Australien ausführen darf. Selbst Musikinstrumente für Missionszwecke unterliegen keinem Zoll.

Am Abend des 16. Dezembers stand Br. Richter auf dem Deck des Missionschiffes. Seltsam, diese neue

Welt! Andre Sternbilder am Himmel, Sonne und Mond ziehen von Osten über Norden nach Westen. Und doch: dasselbe Vaterauge wacht bei Tag und Nacht; und der gleiche Gott liebt Schwarze wie Weiße. Wie konnten da noch eben in Thursbay Island so entschiedene Gegner der Mission mit dem Wunsche auftreten, die Missionare unschädlich zu machen?! Günstiger Wind brachte die Reisenden in wenigen Stunden an das australische Festland. Da — eine Erschütterung! „J. G. Ward,“ das Missionschiff, saß auf einer Sandbank fest. Erst nach 6 Stunden kam die Flut den menschlichen Bemühungen, ihn flott zu machen, zu Hilfe. — Unter den Eingeborenen, die das Schiff bedienten, fiel dem Dr. Richter einer auf; sein Gesicht war schön, sein Wesen still, sein Betragen nett und anständig. Und wer war es? Unser Willi Barkley, dessen Lebenslauf in der Zukunftsnummer des Jahrgangs 1902 gestanden hat. Dr. Richter erinnerte sich dessen wohl und freute sich nicht wenig, den Jüngling zu sehen und so sitzbar zu finden.

6. In Mapoon und noch weiter.

Am 17. Dezember kam gegen Mittag eine Halbwinde in Sicht. Das war Cullen Point mit der Station Mapoon! Nun wurde das Schiff zum Willkommen auf allen Seiten beslaggt, es sah reizend aus; um 3 Uhr lenkte es in die Bucht Tullanaringa ein, und Mapoon, die neue Heimat, lag vor aller Augen. Ein Boot mit der Familie Hey an Bord steuerte heran, und bald standen die neuen Missionsgeschwister am Ufer inmitten der Schulkinder, die unter Schw. Wards Leitung ihren Willkommengruß sangen. Einen militärischen Gruß brachte die Mapooner Garde unter ihrem Befehlshaber Henry, dem Stationsgehilfen, dar. Die Häuser hatten Flaggenschmuck angelegt; das ganze Ufer sah einladend aus, der Empfang machte auf die Neulinge einen überwältigend schönen Eindruck. Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, so dankten sie dem treuen Gott für alle erfahrene Wohlthat auf der zehnmöchigen Reise.

So waren also Geschwister Richter in ihrer neuen Heimat. Sieht sie nicht schön aus? Auf dem Bilde sehen wir schon eine ganze Reihe Häuser stehen, rechts die Kirche, dahinter Borratsräume und Eingeborenenhütten. Und das alles an einer Stätte, die früher eine Wildnis war, wo Menschenfresser in Erdhütten hausten! Ja, hätte sich Bruder Hey nicht dort niedergelassen vor 10 Jahren, da kümmernte sich

noch heut niemand um Mapoon und seine wilden Heiden. So aber kommen selbst hohe Regierungsbeamte oder Geistliche gelegentlich dorthin, wie der Doktor oder der Bischof auf dem Bilde, und sie freuen sich von Herzen, daß aus der öden Strandwildnis jetzt ein so lieblicher Garten Gottes geworden ist. Der Bischof pflanzte einmal auf Wunsch der Bewohner eine Palme zur Erinnerung an seinen Besuch in Mapoon. Und alle, die einmal Gäste im Missionshaus waren, vergessen Bruder Hey und seine Familie, sowie ihres schönen Werkes am australischen Strand nicht. So wollen auch wir an sie denken, vor allem in unserm Gebet, und nun auch Geschw. Richter mit einschließen. Bruder Richter hat in den vergangenen

Monaten eine ganz neue Missionsstation am Archenflus angelegt, einige Tagereisen weiter südlich, mitten unter Seiden. Mit Christen aus Mapoon zog er hin, und das Holz zum Hausbau nahmen sie mit. So hoffen wir, daß sie zu Weihnachten schon ein festes Wohnhaus haben werden. Gott behüte sie, wenn sie nun damit das eigentliche Ziel ihrer Reise erreicht haben!



Bruder Hey mit Familie.

### Schlängengeschichten.

Wie oft hat ein Missionar in Suriname Begegnungen mit Schlangen! Er achtet es als nichts Besonderes mehr, aber meistens verursacht es ihm einen Schrecken. Eines Tages lag auf der Brücke vor unserm Hause eine Schlange und sonnte sich, gerade als ob sie mit zu den Hausbewohnern gehörte; aber bald war sie entdeckt worden und wurde sogleich erschlagen. Da geriet eine Negerfrau, die dazu kam, in den größten Zorn und rief: Habt ihr ihr auch den Klopff zerquetscht? denn so steht's in der Bibel 1 Mose 3, 15. Sofort ergriff sie einen Ziegelstein und zerstampfte der toten Schlange den Klopff. —

Auch das Wort unsers Heilands: „In meinem Namen werden sie Schlangen vertreiben“ (Marc. 16, 18.), kommt einem oft ins Gedächtnis.

Eines Vormittags trat ich an meinen Schreibtisch, auf dem ein Bogen Papier lag. Während ich diesen wegnehme, sehe ich etwas da liegen, was ich erst nicht recht erkennen kann; es war eine kleine, giftige, braun gesprengelte Schlange, im Negermund Drukutku genannt. — Wieder sitze ich schreiben und sehe plötzlich zwischen den Bretterpalten in der Ecke etwas züngeln und glaubte im ersten Moment, es seien die Fühlhörner eines Katerlaken (Schwabe), bei näherem Zusehen aber merke ich, daß es die gespaltene Zunge einer kleinen Schlange ist. Sie mußte nicht-

sich sofort verschrenkt werden. — Ein andermal begegnet mir, als die Kinder in der Kirche Schule hatten, vor der Kirchtüre eine größere, dunkelgrüne, gelbgefleckte Schlange, Sapatalla-Schlange genannt, die soeben unter die Treppenstufe schlüpft. „Breunder, eine Schlange,“ rief ich in die Schule hinein; der fünfte Junge kam angeflogen, und mit dem größten Eifer wurde das Tier von beiden Seiten der Stufe angegriffen und glücklich erlegt. Triumphierend nahm der Junge das tote Tier, hing es sich um den Hals, so daß es lang herunter baumelte, rannte auf die nahe Wiege, warf sie dort weg und saß wenige Minuten später wieder ruhig auf seiner Schulbank.

Noch sei ein Ereignis auf der Station Salem, an der Seeküste, erwähnt: Lärmende Rufe und laute Stimmen veranlaßten uns an einem Vormittag auf die dicht an der Kirche vorüberführende Landstraße zu treten. Leute standen da beifammen in großer Erregung und umgaben einen auf dem Boden liegenden Gegenstand. Da lag es wie ein großer Haufen, nämlich eine große, armdicke Schlange, die ein Huhn umwickelt hatte. Als wir dazu kamen, war sie bereits getötet; ein grade in unserm benachbarten Gehöfte amwehender, junger Europäer war rasch hinzu gesprungen und hatte mit einem Hauer der Schlange den Kopf gespalten und sie unschädlich gemacht. Wir standen eine Weile um sie herum, um diesen interessanten Fall uns etwas besser einzuprägen. Eine Negerin spricht zu mir: „Masra, darf ich das Huhn nehmen und essen?“ Ich sage: „Nein, du mußt es lieber nicht essen, es ist nicht gut.“ Unser Knecht bittet mich: „Masra, lamm ich die Schlange haben?“ „Aber, Karl, was willst denn du damit machen?“ „Ja, Masra, ich will sie aufschneiden und das Fett von ihr nehmen, das verkaufe ich in die Apotheke, das ist gut für Rheumatisimus.“ „Du kannst sie nehmen,“ sagte ich. Und sofort rollte er sie auseinander und schleppte das lange Tier hinter sich her in unsern Hof hinein bis vor sein Häuschen. Groß genug war sie, sie maß drei Meter! — Ungemüthlich, solche Gesellschaft! nicht wahr, liebe Leser! Aber denk an das Wort unsers Heilands: „In meinem Namen werden sie Schlangen vertreiben.“ Da, wo das Evangelium Kraft gewonnen hat, wird auch Gottes Schutz reichlich verspürt. Unter den Missionaren und ihren Kindern in Suriname ist mir während der vielen Jahre meines Dienstes kein Fall bekannt geworden, daß jemand von einer Schlange gebissen worden wäre, und auch von der eingebornen Bevölkerung hört man nur vereinzelt von solchem Unglück. Wir wollen aber, liebe Leser, den Missionaren drüben in den Tropenländern Gottes Schutz erbitten, denn in Gefahr schweben sie oft.

H. W.

### Weihnachten in Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Bruder Dahl sitzt mir gegenüber, frisch von Urambo nach Haus gekommen, um sich zu erholen. Er erzählt, wie schön sie Weihnachten im letzten Jahr feierten, und wie dankbar sich die 25 Schüler über ihre Gaben freuten. Da gab es Glasflugeln, Trompeten, Nähmadeln, Stifte, Kette und was weiß ich mehr. Besonders die Nadeln sind sehr geschätzt. Eine jede von ihnen steht im Preise so hoch wie ein Huhn (10 Pfennige). Bisher nähten die Wanyamweji mit den 2 Zoll langen Dornen der Kugelakazie, die bekanntlich die Lieblingspeise der langhalsigen Giraffen bilden. Wie viel besser geht das Nähen jetzt mit der Nadel! Und wie gern schreiben sie! Da kommen die Federn und Bleistifte ihnen gerade recht. Und musterhaft schön schreiben sie, wie sie überhaupt lernbegierig und bildungsfähig sind. Im Gotteshaus, bei der schönen Christnachtsfeier pakteten sie prächtig auf. Da aber komme ich mit einer Bitte. Der künstliche Christbaum hat in Urambo ausgiebent. Durch den Zug im offenen Vesaal konnte man das Anbrennen nicht verhindern. Er ist jetzt unbrauchbar geworden. Wollen wir nicht für einen neuen sorgen? Und damit Euch allen fröhliche „Zwölftliche Weihnachten!“

### Rätsel-Lösungen.

In Nr. 1: Glocke. Nr. 2: Kirchenerneuerung. Nr. 3: Kar, Ehr, Zhr, Dhr, Uhr. Nr. 7: Greis. Nr. 8: Paris. Nr. 9: Saale. Nr. 10: Michaelis.

### Rätsel.

Mit F mach'ts mancher unerwartet, — Mit M es jeder Mensch besitzt, — Mit H es seinen Herrn erwartet, — Mit B es jeder Hausfrau nützt: — Dhr Kopf ist es ein Bindewort. — Nun nehmt des Rätsels Schleier fort!

Marg. Marth-Berlin.

Mt. 22.50 durch K. Sch. in Messungen gesammelt; Mt. 1.40 durch Schw. A. Bund, Nimfich; von Herrn Inspektor H. — 42; von Frau Direktor Peter, Prinz Heinrichbad, Breslau, — 35; Mt. 5.25 von 2 Büben aus B.

Dankest empfangen Missions-Verwaltung.

**Wer wirbt neue Freunde und Abnehmer unseres Blattes?** Werbemühen und Probeblätter stehen zur Verfügung. Der niedrige Preis von 25 Pfennig ermöglicht es jedem Kinde, „Aus Nord und Süd“ selbst zu halten. Bestellungen vermitteln die Verteiler des Blattes und nimmt an die Missionsbuchhandlung in Herrnhut. Auch Einbanddecken für den laufenden Jahrgang sind zum Preis von 30 Pf. zu haben.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 6 Expl. Mt. 1.65, 10 Expl. Mt. 3.10 ufm., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Becker, unter Mitwirkung von Prediger B. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.